

AUSGABE 3 MÄRZ 2026

Western & Cowboys

Das kostenlose Online Magazin für Westernfreunde



Alaska

Trapper Survival Alaska

Der Mississippi River

Der Blacksmith

Wilde Mustangs

THE CENTURY STORE
Ralf-D. Giermann



Howdy Freunde,

Der März ist da und es geht bald wieder mit der Saison los. Da können wir uns auf viele Treffen und Veranstaltungen schon mal freuen.



Impressum:

Western & Cowboys kostenloses Online Magazin
Thorsten „Tex“ Kunkel
Wildnistourer
Erikaweg 5a
29683 Oerbke

E-Mail: wildnistourer@wildnistourer.de

Bilder, Fotos: Lizenziert durch Creative Commons, 123rf, Pixabay, Freepik, T. Kunkel

Titelbild: "[Dieses Foto](#)" von Unbekannter Autor ist lizenziert gemäß [CC BY-NC](#)



ALASKA

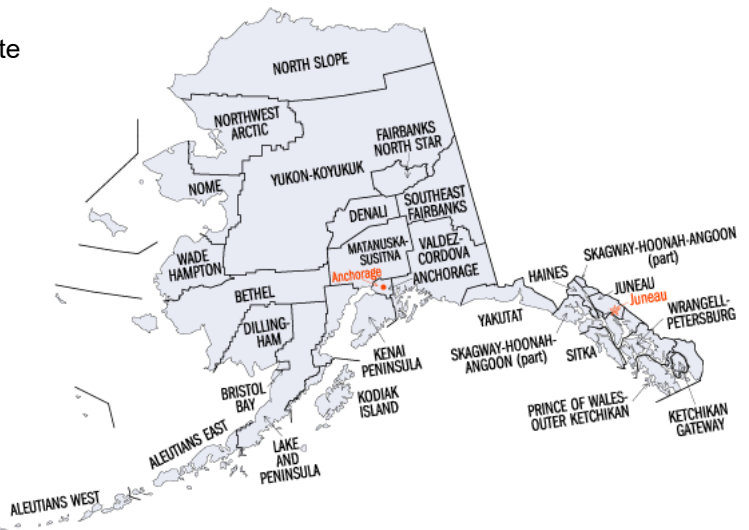
dieses riesige, wilde Land im Norden Amerikas, wird oft mit Abenteuern, Goldrausch und unberührter Natur verbunden – ein bisschen wie der Wilde Westen, nur kälter und noch entlegener. Aber die Geschichte seiner „Entdeckung“ und Besiedlung durch Europäer und später Amerikaner ist komplexer, als man auf den ersten Blick denkt. Sie beginnt eigentlich gar nicht in der Zeit des Wilden Westens, sondern viel früher bei den Russen. Lass uns das Schritt für Schritt durchgehen, basierend auf den historischen Fakten.

Die ersten Europäer, die Alaska erreichten, waren Russen. Im Jahr 1741 sichtete der dänischstämmige Entdecker Vitus Bering, der im Dienst des russischen Zaren Peter des Großen stand, die alaskische Küste während einer Expedition. Bering und sein Kollege Alexei Chirikov

erkundeten Teile der Aleuten und der Südküste. Das war der Startschuss für den russischen Pelzhandel, vor allem mit Seeottern, deren Felle in China enorm gefragt waren. Russische Händler und Jäger, sogenannte Promyshlenniki, folgten schnell nach. Sie gründeten ab den 1780er Jahren erste Siedlungen, wie Three Saints Bay auf Kodiak Island im Jahr 1784 durch Grigory Shelikhov. Bis 1799 übernahm die Russisch-Amerikanische Kompanie die Kontrolle, und Alaska wurde zu „Russisch-Amerika“. Es gab Handelsposten, Missionen und eine harte Kolonialherrschaft über die indigenen Völker wie Aleuten, Tlingit und andere. Aber das war alles eher kommerziell und küstennah – keine großen Siedlerwellen wie im Westen der USA.

Der eigentliche Kauf Alaskas durch die USA im Jahr 1867 für 7,2 Millionen Dollar (damals spöttisch „Seward's Folly“ genannt, nach Außenminister William Seward) markiert den Übergang in die amerikanische Ära. Zu diesem Zeitpunkt war Alaska noch dünn besiedelt: Hauptsächlich indigene Alaskaner, ein paar russische Siedler und Händler. Nach dem Kauf passierte erstmal nicht viel. Die US-Regierung sah es als entlegenes Territorium, und es gab keine große Einwanderung. Frühe amerikanische Präsenz bestand aus Militärposten, Missionaren und ein paar Händlern. Es waren keine „normalen Siedler“ im Sinne von Familien, die Farmen gründeten, wie im klassischen Wilden Westen mit Homestead Act und Pionieren in Wagenkarawanen. Alaska war zu rau, zu kalt und zu abgelegen für landwirtschaftliche Siedlung. Stattdessen kamen weiterhin Pelzhändler, Walfänger und Entdecker. Die Mountain Men: Die klassischen Mountain Men, wie wir sie aus dem Rocky-Mountains-Gebiet kennen – unabhängige Trapper wie Jim Bridger oder Jedediah Smith, die in den 1820er bis 1840er Jahren Biberfelle jagten, Rendezvous abhielten und den Westen erkundeten – gab es in Alaska nicht in dieser Form. Der Pelzhandel in Alaska war russisch dominiert und organisierter, oft mit indigenen Jägern oder angestellten Promyshlenniki. Amerikanische Trapper blieben meist südlich, in den Rocky Mountains oder im Pazifik-Nordwesten. Die Hudson's Bay Company kontrollierte vieles nördlich, und nach 1867 übernahmen amerikanische Firmen den Handel, aber es fehlte an diesen freien, abenteuerlustigen Einzelgängern. Stattdessen waren es eher Prospektoren und Händler, die kamen.

Der große Boom, der Alaska wirklich „entdeckte“ und besiedelte, kam erst Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Klondike Gold Rush ab 1896/97. Gold wurde zuerst im Klondike-Gebiet im benachbarten Yukon (Kanada) gefunden – von George Carmack und seinen Partnern Skookum Jim und Tagish Charley. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und schätzungsweise 100.000 Menschen, sogenannte Stampeder, machten sich auf den Weg. Viele kamen über Alaska: Durch Pässe wie den Chilkoot oder White Pass, dann per Boot den Yukon hinunter nach Dawson City. Das war die wahre „Wilde-West-Ära“ in Alaska – mit rauen Typen, Saloons, Schießereien, Betrugern und Glücksrittern. Städte wie Skagway oder Dyea explodierten über Nacht, voller Abenteurer aus den USA, Kanada und der ganzen Welt. Es waren keine klassischen Siedler mit Familien, sondern meist junge Männer auf der Suche nach schnellem Reichtum. Nur etwa 30.000 erreichten das Goldgebiet, und viele kehrten enttäuscht oder ruiniert zurück. Aber der Rush brachte Infrastruktur: Wege, Schiffe, Städte wie Juneau oder Nome (wo 1899 weiteres Gold gefunden wurde).



"Dieses Foto" von Unbekannter Autor ist lizenziert gemäß CC BY-SA.

Diese Goldgräber waren die ersten großen Wellen „normaler“ Amerikaner, die nach Alaska zogen – wenn man Prospektoren als normale Leute zählt. Sie waren Pioniere einer Art: Hart, risikobereit, oft aus dem Westen kommend. Viele blieben, gründeten Farmen im Inland (z.B. um Fairbanks) oder Fischereien an der Küste. Der Goldrausch veränderte Alaska grundlegend: Die Bevölkerung wuchs explosionsartig, und es kam zu Konflikten mit den indigenen Völkern, die oft verdrängt oder ausgebeutet wurden.

Zusammengefasst: Die „Entdeckung“ Alaskas im Sinne europäischer Erkundung war russisch und pelzgetrieben, lange vor dem Wilden Westen. In der amerikanischen Zeit ab 1867 kamen erst vereinzelt Händler und Militär, keine großen Siedlerfamilien. Die ersten echten Pioniere im Stile des Wilden Westens waren die Goldgräber des Klondike und späterer Rushes – abenteuerlustige Individuen, die das Land erschlossen. Mountain Men im klassischen Sinn? Fehlanzeige in Alaska. Stattdessen eine Mischung aus russischem Erbe, amerikanischem Goldfieber und der unglaublichen Härte der Natur. Es ist eine faszinierende Geschichte, die zeigt, wie Alaska immer ein bisschen anders war als der Rest des Westens.



https://alaskacommercial.com/wp-content/uploads/2025/01/1901_NorthernCommercialCompany.jpg

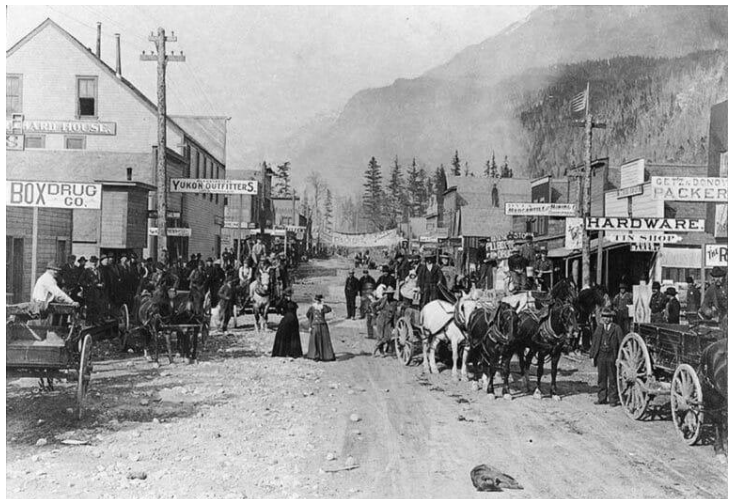
Nach dem Kauf Alaskas durch die USA im Jahr 1867 veränderte sich die Präsenz von Pelzhändlern, Walfängern und Entdeckern langsam, aber stetig. Es war keine plötzliche Invasion wie später beim Goldrausch, sondern eher eine schrittweise Ausbreitung, getrieben von kommerziellen Interessen. Das Land war riesig, das Klima hart, und der Zugang meist per Schiff – also blieben viele Aktivitäten erstmal an der Küste.

Bei den Pelzhändlern übernahm direkt nach dem Kauf die Alaska Commercial Company (ACC) die Hauptrolle.

Das war ein amerikanisches Unternehmen aus San Francisco, das 1868 gegründet wurde und praktisch die Rechte der alten Russisch-Amerikanischen Kompanie übernahm. Sie pachteten vor allem die Pribilof-Inseln, wo der Großteil der Pelzrobben (fur seals) gejagt wurde – das war der lukrativste Teil des Handels. Die ACC baute und betrieb Handelsposten entlang der Küste und an Flüssen, z. B. in St. Michael, Nushagak oder am Yukon.

Von dort aus handelten sie mit indigenen Jägern, versorgten sie mit Waren und kauften Felle von Füchsen, Bibern, Ottern und Robben. Die Händler breiteten sich so allmählich ins Innere aus, vor allem entlang schiffbarer Flüsse wie dem Yukon, wo Dampfschiffe eingesetzt wurden. Es waren keine freien Trapper wie im Westen, sondern organisierte Posten mit Angestellten.

Die Walfänger kamen hauptsächlich aus New England und San Francisco. Nach 1867 boomte der kommerzielle Walfang in der Beringsee und im Arktischen Ozean, weil Bowhead-Wale dort reichlich Öl und Barten lieferten. Hunderte Schiffe fuhren jedes Jahr nordwärts, oft im Sommer, und überwinterten manchmal in der Region. Sie operierten nicht von festen Siedlungen aus, sondern von Schiffen – Stationen gab es später an der Küste, z. B. in der Arktis. Berühmt (oder berüchtigt) ist die Katastrophe von 1871, als 33 Schiffe im Eis eingeschlossen und aufgegeben wurden.



https://alaskacommercial.com/wp-content/uploads/2025/01/1901_NorthernCommercialCompany.jpg

Das markierte schon den Anfang vom Ende des großen Walfangs, weil Petroleum das Walöl ersetzte. Aber in den 1870er und 1880er Jahren waren die Gewässer vor Alaska voll mit diesen Schiffen. Bei den Entdeckern war es ruhiger. Die US-Armee und Navy erkundeten zuerst die Küste, z. B. mit Telegraphen-Expeditionen in den 1860er Jahren. Ins Innere kamen erst in den 1880er Jahren mehr: Leute wie Ivan Petrof oder Frank Leslie zählten die Bevölkerung und kartierten Flüsse. Der Yukon wurde ab den 1870er von Händlern und Militär befahren, aber richtige Explorationsexpeditionen ins tiefe Interior (z. B. Brooks Range) kamen erst später. Es waren oft Prospektoren oder Händler, die nebenbei erkundeten – keine großen staatlichen Teams wie bei Lewis und Clark.

Die ersten richtigen Homesteads im klassischen Sinne – also Farmen oder Siedlungen, die amerikanische Siedler unter dem Homestead Act beanspruchten und aufbauten – kamen in Alaska erst ziemlich spät, nämlich ab Ende der 1890er Jahre.

Der Homestead Act von 1862 galt zunächst nicht für Alaska. Erst 1898 erweiterte der Kongress unter Präsident McKinley die Gesetze offiziell auf das District of Alaska. Das bedeutete, dass ab da jeder qualifizierte Amerikaner (oder Einwanderer mit Absicht, Bürger zu werden) bis zu 160 Acres Land kostenlos beanspruchen konnte, wenn er fünf Jahre drauf lebte, ein Haus baute und das Land bewirtschaftete.

In der Praxis passierte aber erstmal wenig. Nach dem Kauf 1867 und sogar während des Goldrausches ab 1896/97 zogen die meisten Leute wegen Gold, Fischerei oder Handel hin – nicht wegen Landwirtschaft. Das Land war hart: Permafrost, kurze Vegetationsperioden, abgelegen. Bis 1914 gab's nur knapp 200 Anträge.

Die ersten Homesteads wurden wahrscheinlich kurz nach 1898 beansprucht, aber der allererste vollständige Patent (also der endgültige Titel nach Erfüllung aller Bedingungen) kam erst 1908. Frühe Siedler experimentierten schon vorher mit etwas Landwirtschaft, z. B. Prospectors, die Gemüse anbauen, um Skorbut zu vermeiden, aber das waren keine offiziellen Homesteads.

Ein richtiger Schub kam erst in den 1910er und 1920er Jahren, z. B. im Tanana Valley um Fairbanks herum oder im Matanuska-Susitna Valley, wo fruchtbarere Böden waren. Viele bauten einfache Blockhütten und versuchten, Getreide, Kartoffeln oder Vieh zu halten.

Später, in den 1930er Jahren, gab's dann den großen Matanuska Valley Colony-Projekt der Regierung während der Depression, wo hunderte Familien aus dem Mittleren Westen umgesiedelt wurden. Aber die allerersten? Die waren vereinzelte Abenteurer ab etwa 1900. Alaska war einfach nie so ein klassisches Homestead-Ziel wie der Westen der Lower 48.



<https://redoubtreporter.wordpress.com/wp-content/uploads/2016/02/lee-family-cabin-po-50.jpg>

ANWAY'S CABIN, 1910



<https://www.chilkatvalleyhistoricalsociety.org/wp-content/uploads/2020/12/Anwaycabin1910.jpg>

Nach dem Kauf Alaskas 1867 schickte die US-Regierung zunächst nur eine kleine Militärpräsenz hin, um die Übergabe zu sichern und für Ordnung zu sorgen. Es war keine große Armee, sondern eher eine symbolische und praktische Besatzung, weil Alaska als „Department of Alaska“ (später District) galt und die Army quasi die Verwaltung übernahm – es gab ja noch keine zivile Regierung.

Die allerersten Soldaten, die bei der offiziellen Übergabezeremonie in Sitka am 18. Oktober 1867 dabei waren und die amerikanische Flagge hissten, gehörten zum 9th Infantry Regiment der US Army. Das war eine Infanterieeinheit, die aus dem Bürgerkrieg kam und damals in Kalifornien stationiert war. Sie blieben in Sitka stationiert und bildeten die Hauptgarnison dort.

In den ersten Jahren (1867–1877) war Sitka der einzige richtige Militärposten. Die Truppen wechselten ab und zu – es kamen Kompanien oder Bataillone aus verschiedenen Regimentern, wie z. B. Teile des 2nd Artillery, 23rd Infantry oder anderen Infanterie- und Artillerieeinheiten. Genauere Rotationen sind etwas schwer zu pinnen, aber es waren immer nur ein paar Hundert Mann insgesamt, oft unter 500. Ihre Aufgabe war, Konflikte mit indigenen Gruppen (wie den Tlingit) zu managen, Recht und Ordnung zu halten und die wenigen Amerikaner zu schützen.

1877 zog die Army dann komplett aus Alaska ab – der Kongress wollte sparen, und es gab keine großen Bedrohungen. Von da an bis in die 1880er/1890er Jahre gab's fast keine permanente Militärpräsenz mehr, nur gelegentliche Navy-Schiffe oder Revenue Cutter (Vorgänger der Coast Guard), die patrouillierten.

Erst mit dem Klondike Gold Rush ab 1897/98 kam die Army zurück in größerem Stil. Sie baute Posten wie Fort Wrangell, Fort St. Michael oder später Fort William H. Seward in Haines (ab 1904). Da waren dann wieder Infanterieeinheiten im Einsatz, z. B. aus dem 8th Infantry oder anderen, um während des Rushes für Ordnung zu sorgen – es gab ja Chaos mit Tausenden Goldgräbern.

Insgesamt war die frühe Militärpräsenz also ziemlich minimalistisch und konzentriert auf Sitka. Es fühlt sich an wie eine Fußnote in der großen Westexpansion, aber für die Leute vor Ort war es entscheidend. Die Army hat quasi die ersten Jahrzehnte Alaska „verwaltet“, bis es 1912 ein richtiges Territory wurde.

Die Ureinwohner Alaskas bevor die Russen und Amerikaner kamen

Bevor die Russen im 18. Jahrhundert und später die Amerikaner kamen, war Alaska schon seit Tausenden von Jahren von vielfältigen indigenen Völkern bewohnt – den Alaska Natives. Sie sind keine einheitliche Gruppe, sondern bestehen aus mehreren Kulturen und Sprachfamilien, die sich perfekt an die unterschiedlichen Regionen angepasst hatten: Von der arktischen Küste über das Inland bis zum pazifischen Südosten.

Die Menschen kamen wahrscheinlich vor 15.000 Jahren oder früher über die Bering-Landbrücke aus Asien, und ihre Kulturen entwickelten sich über Jahrtausende. Bei dem ersten russischen Kontakt 1741 lebten schätzungsweise 50.000 bis 80.000 Menschen dort.

Hier die wichtigsten Gruppen, grob nach Regionen sortiert:

Im Norden und Nordwesten (Arktis): Die Iñupiat (auch Inupiaq) und St. Lawrence Island Yupik. Sie lebten als Jäger von Walen, Robben und Karibus, oft in kleinen Gruppen, mit Booten aus Tierhäuten (Umiaks und Kayaks) und Igloos im Winter.

Im Südwesten und auf der Alaska-Halbinsel: Die Yup'ik (Central Alaskan Yup'ik), die größte Gruppe. Sie waren semi-nomadisch, jagten und fischten (viel Lachs), lebten in Dörfern mit großen Gemeinschaftshäusern und hatten reiche Masken- und Tanztraditionen.

Aleuten und Aleuten-Kette: Die Unangax' (Aleuten). Meister der Seejagd mit Kayaks (Baïdarka), sie lebten in unterirdischen oder halburterirdischen Häusern (Barabaras) und hatten eine hochentwickelte Kultur, die stark vom Ozean geprägt war.

Südost-Alaska (Panhandle): Die Tlingit und Haida (Nordwestküsten-Indigene), plus kleinere wie Tsimshian. Die sind bekannt für ihre Totempfähle, Clanhäuser aus Zedernholz, reiche Kunst mit Raven- und Adler-Motiven, Potlatch-Feste und Handel. Sie lebten in sesshaften Dörfern und waren hervorragende Fischer und Krieger.

Im Inland: Die Athabaskan (oder Dene)-Völker, wie Gwich'in, Hän oder Ahtna. Nomadische oder semi-nomadische Jäger von Elchen und Karibus, mit Schneeschuhen und Birkenrindenkanus – perfekt angepasst an Wälder und Flüsse.

Dazu kommen noch Gruppen wie die Alutiiq (Sugpiaq) im Süden, die eine Mischung aus Yup'ik und pazifischen Einflüssen haben.

Diese Karten zeigen schön, wie die Territorien verteilt waren – jede Gruppe hatte ihre eigenen Gebiete, Sprachen und Traditionen.



<https://www.princesslodge.com/wp-content/uploads/2017/02/shutterstock-1200-145314475.jpg>



https://encrypted-tbn0.gstatic.com/images?q=tbn:AND9GcTSltmrp5irVc-Yd5_sODY_g186HLG_pHn7prje0jj4ZBwKI&s

Es ist beeindruckend, wie diese Kulturen trotz des harten Klimas blühten – mit unglaublichem Wissen über die Natur, Kunst und Gemeinschaft. Leider brachten Russen und später Amerikaner Krankheiten, Zwang und Verdrängung, was viel zerstörte, aber viele Traditionen leben bis heute weiter. Die Alaska Natives machen immer noch einen guten Teil der Bevölkerung aus und prägen das Land stark.

Die Tlingit-Kunst ist für mich eine der beeindruckendsten Traditionen der Nordwestküste – so kraftvoll, farbenfroh und voller Geschichten. Sie dreht sich stark um Clans und Mythen, mit Symbolen wie dem Raven (dem Schöpfer und Trickster), dem Adler, dem Bären oder dem Wolf. Alles hat eine Bedeutung: Es geht um Familiengeschichte, Ahnen und spirituelle Verbindungen.

Am bekanntesten sind wohl die ****Totempfähle**** – diese hohen, geschnitzten Zedernstämme, die vor den Clanhäusern standen. Sie erzählen nicht einfach Geschichten, sondern zeigen Clan-Crests, also Wappen der Familie, und erinnern an Ereignisse wie Kriege oder Heldentaten.



https://www.wanderlustmagazine.com/wp-content/uploads/2023/11/4-pole-in-saxman-village-shutterstock_438946603-web-scaled.jpg



<https://cdn.britannica.com/83/42183-004-EA9A9A2A/totem-pole-Tlingit-community-house-Totem-Bight.jpg>

Die Formline-Designs sind typisch: Dicke schwarze Linien umranden rote und blaue Formen, oft symmetrisch und mit diesen charakteristischen Ovoiden (ovale Formen) und U-Shapes.

Dann die ****Masken**** – die wurden bei Zeremonien getragen, oft Transformationsmasken, die sich öffnen und ein anderes Gesicht zeigen, um Geistwesen darzustellen.



<https://smarthistory.org/wp-content/uploads/2024/04/AN1137264-e1712950283760.jpg>



<https://savacoolandsons.blob.core.windows.net/photos/61063/61063-2cy2.jpeg>

Ein Highlight ist der ****Raven Rattle****, eine Rassel in Form eines Raben, die Schamanen oder Häuptlinge bei Tänzen nutzten – sie symbolisiert die Verbindung zur Geistwelt.



http://4.bp.blogspot.com/_BAcuelOJGFs/SfdxSVBpefI/AAAAAAAAAqg/MKHHWvuAOdg/s400/89341low.jpg

Bei Textilien glänzen die ****Chilkat-Weavings****: Diese aufwändigen Decken aus Bergziegenwolle und Zedernrinde, mit kreisförmigen, fließenden Mustern – oft Tierfiguren, die fast abstrakt wirken. Es dauert Monate oder Jahre, so eine zu weben.



<https://alaskamagazine.com/wp-content/uploads/2020/11/01-3.jpg>

Und die ****Button Blankets****: Woldecken mit Perlmutterknöpfen genäht, die Clan-Symbole bilden – eine neuere Tradition aus dem 19. Jahrhundert, als Knöpfe durch Handel kamen.



https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0a/Button_Blanket_MET_DT261799.jpg

Die Kunst war nie nur Deko, sondern Teil von Potlatches – großen Festen, wo man Reichtum und Geschichten teilte. Leider haben Missionare und Kolonialismus viel zerstört, aber heute blüht sie wieder auf, mit Künstlern wie Preston Singletary oder Lily Hope, die traditionelle Techniken modern interpretieren. Es fühlt sich an, als würde die Kunst die Resilienz der Tlingit widerspiegeln – stark und lebendig nach all den Jahren.



Credits – Pinterest

Die Entwicklung der Trapper und Jäger in Alaska ist eine Geschichte, die tief mit der Natur, dem Überleben und dem Handel verwurzelt ist – und sie ändert sich stark je nach Epoche. Alles begann im 18. Jahrhundert mit den russischen Promyshlenniki, das waren harte sibirische Händler und Jäger, die ab 1741 nach der Bering-Expedition auf der Suche nach Seeotterfellen kamen. Sie waren keine romantischen Einzelgänger, sondern oft brutale Typen, die indigene Jäger (vor allem Aleuten) zwangen, für sie zu arbeiten – manchmal mit Geiselnahme. Der Pelzhandel boomte, besonders mit Seeottern, deren Felle in China Gold wert waren. Solche Illustrationen zeigen, wie die Promyshlenniki ostwärts vordrangen – ein harter, expansionsgetriebener Handel.



https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/3b/Advancement_of_the_Promyshlenniki_to_the_East.jpg

Die indigenen Völker Alaskas – wie Aleuten, Yup'ik, Iñupiat oder Athabaskan – waren natürlich schon immer Jäger und Trapper. Sie lebten seit Jahrtausenden von der Jagd auf Robben, Karibus, Elche oder Füchse, mit perfekten Techniken: Kayaks, Fallen, Schneeschuhen. Der russische Handel veränderte das: Viele wurden in den kommerziellen Pelzhandel gezwungen, was Populationen dezimierte und Konflikte schürte, z. B. Aufstände der Tlingit.

Nach dem Kauf Alaskas 1867 durch die USA übernahm die Alaska Commercial Company den Handel, vor allem mit Fur Seals auf den Pribilof-Inseln. Es kamen jetzt mehr amerikanische Händler, aber keine Welle freier Trapper wie die Mountain Men im Westen. Stattdessen blieben viele indigene Jäger die Hauptlieferanten – sie trappten Füchse, Biber oder Marder und tauschten bei Posten ein. In den 1870er und 1880er Jahren breiteten sich Trading Posts entlang der Flüsse aus, und Jäger folgten den Routen. Diese Fotos aus der frühen 1900er geben einen Eindruck von Cabins, Hunden und dem harten Alltag – oft Mischung aus Natives und Neuankömmlingen.



Mit dem Goldrausch ab 1897 kamen dann mehr weiße Abenteurer, die neben dem Prospecting auch trappten, um im Winter zu überleben oder Geld zu verdienen. Market Hunters jagten für den Verkauf, z. B. Fleisch für die Städte. Trapping wurde eine Nebenbeschäftigung, aber wichtig für die Wirtschaft. Viele Siedler in den Tälern wie Tanana oder Matanuska kombinierten Jagd mit etwas Farming. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde der Handel reguliert, Überjagung führte zu Schutzgesetzen, und heute ist Trapping immer noch Teil des Lebens, besonders für Alaska Natives – Es hat sich von brutaler Exploitation zu etwas Nachhaltigerem entwickelt, aber die Wurzeln in diesem wilden, unabhängigen Leben sind geblieben. Mich fasziniert, wie diese Leute monatelang allein in der Kälte unterwegs waren, nur mit Fallen und Gewehr.

DER YUKON RIVER

ist wirklich viel mehr als nur ein Fluss – er ist quasi die Lebensader des nördlichen Nordamerikas, eine Art Highway durch die Wildnis, der Geschichte, Kulturen und Natur verbindet.

Er ist einer der längsten Flüsse des Kontinents: Rund 3.190 Kilometer lang, entspringt in British Columbia (Kanada), fließt durch den Yukon-Territory und dann quer durch Alaska, bis er ins Beringmeer

mündet. In Alaska macht er den größten Teil aus, mit breiten Tälern, die im Sommer grün und im Winter zugefroren sind.



https://wwwf.ca/wp-content/uploads/2016/01/Yukon-Yukon-River-Canadian-Culture-Landscape-Canada-_photocredit-istock_royalty-free.jpg

Für die indigenen Völker, vor allem die Athabaskan (wie Hän, Gwich'in oder Koyukon), war und ist der Yukon alles: Nahrung (Lachs, der jährlich upstream wandert), Transport (mit Birkenrindenkanus oder später Booten), Handel und spirituelle Heimat. Dörfer lagen immer am Fluss, und der Lachsrun ist bis heute zentral für Subsistence-Lebensweise.

Dann kam der Klondike Gold Rush Ende des 19. Jahrhunderts – plötzlich wurde der Yukon zur Autobahn für Zehntausende Goldgräber. Viele kamen über die Pässe nach Skagway, bauten Boote und fuhren den Fluss runter nach Dawson City. Gefährliche Rapids wie die Five Finger oder Whitehorse Rapids, überladene Boote, die kenterten... Es war Chaos und Abenteuer pur. Schriftsteller wie Jack London haben da ihre Geschichten her.



https://www.nps.gov/yuch/learn/historyculture/images/1976-0035-00030_Nora1899-2048x.jpg

Heute ist der Yukon ein Paradies für Wildlife: Karibu-Herden kreuzen ihn, Bären fischen Lachs, Adler und unzählige Vögel. Und für Menschen? Kanutouren, Angeln, oder einfach die Stille genießen. Aber es gibt auch Herausforderungen – Klimawandel beeinflusst den Lachsbestand, und die indigene Lebensweise steht unter Druck.

Mich persönlich zieht so was magisch an: Dieser riesige, mäandernde Fluss, der durch unberührte Landschaft fließt und so viele Geschichten trägt. Als würde er das echte, wilde Alaska verkörpern.

Cowboys und Rinderzucht in Alaska – das klingt auf den ersten Blick ein bisschen wie ein Widerspruch, oder? Der klassische Wilde-Westen-Cowboy mit Stetson, Lasso und riesigen Herden auf endlosen Prärien passt nicht so richtig zu Schnee, Permafrost und Bergen. Aber es gibt tatsächlich eine Geschichte dazu, die klein und speziell ist, und viel mehr mit harten Pionieren zu tun hat als mit Hollywood.

Die Anfänge reichen sogar bis in die russische Zeit zurück: Ab den 1790er Jahren brachten russische Siedler Rinder aus Sibirien nach Kodiak Island und später auf Inseln wie Chirikof, um Pelzhändler und Siedlungen zu versorgen. Die Tiere waren robust, aber der Handel blieb klein – es ging um Milch und Fleisch für den lokalen Bedarf, nicht um große Ranches

Auf Chirikof Island gibt's bis heute eine Herde feraler Rinder, Nachkommen von Tieren aus dem späten 19. Jahrhundert – wild lebend, mit Hubschraubern zusammengetrieben, wenn man sie einfängt.

history.comThe Rugged Trades That Drew Settlers to the American West

Nach dem Kauf 1867 passierte lange wenig. Das Klima ist einfach zu rau für klassische Rinderzucht: Kurze Sommer, teures Futter im Winter, Transportprobleme. Stattdessen setzte die US-Regierung ab den 1890er Jahren auf Rentierherden (Reindeer), importiert aus Sibirien, um indigene Völker mit Fleisch und Transport zu versorgen – das war erfolgreicher und passte besser zur Tundra.

Ein richtiger Schub für Rinder kam erst in den 1930er Jahren mit der Matanuska Valley Colony: Im Zuge der Great Depression schickte die Regierung Familien aus dem Mittleren Westen nach Alaska, um eine landwirtschaftliche Kolonie aufzubauen. Dort, im fruchtbaren Mat-Su Valley bei Palmer, entstanden Farms mit Vieh – vor allem Dairy Cows, aber auch Beef. Das war der Grundstein für die heutige Landwirtschaft in Southcentral Alaska.

Cowboys im klassischen Sinn?

Kaum. Es gab keine großen Cattle Drives über Hunderte Meilen. Stattdessen kleine Familienbetriebe, wo man im Sommer Heu macht und im Winter die Tiere füttert. Heute gibt's in Alaska nur eine Handvoll Beef-Ranches, oft kombiniert mit Bison (die besser ans Klima angepasst sind) in Gebieten wie Delta Junction. Die Kilcher-Familie (aus der Reality-Show "Alaska: The Last Frontier") treibt jährlich ihre Herde zusammen – das kommt dem Cowboy-Leben am nächsten.

Aktuell (Stand 2024/2025) ist die Rinderzucht winzig: Alaska hat nur ein paar Tausend Rinder insgesamt, viel weniger als Reindeer oder Bison. Die Industrie konzentriert sich auf lokale Märkte – frisches Fleisch ist teuer zu importieren. Es gibt eine einzige kommerzielle Dairy Farm, und Beef kommt meist aus kleinen Ranches. Rodeos gibt's trotzdem, und der Geist von harten Leuten, die mit Tieren in der Wildnis arbeiten, lebt weiter.

Statt Cowboys dominiert hier eher das Bild von Reindeer Herdern bei den Natives oder modernen Farmern mit Traktoren und Schneemobilen. Aber genau diese Anpassung macht es spannend – Alaska macht eben alles ein bisschen anders. Mich fasziniert, wie Leute trotz aller Widrigkeiten dranbleiben und ihre Tiere durch den Winter bringen.



<https://www.huntalaskamagazine.com/wp-content/uploads/2015/10/Horse1photo.jpg>

Alaska bleibt bis heute ein echter Sehnsuchtsort für so viele Menschen. Diese Mischung aus unberührter Wildnis, Abenteuer und der puren Weite zieht Abenteuerer, Naturliebhaber und Träumer an, die dem Alltag entfliehen wollen. Northern Lights jagen, mit Huskys durch den Schnee gleiten oder einfach die Stille in den Nationalparks spüren – das fühlt sich an wie ein Stück Freiheit, das anderswo verloren gegangen ist.

Und die Traditionen? Die werden nicht nur aufrechterhalten, sondern richtig gelebt und gefeiert. Die Alaska Natives halten ihre Kulturen stark am Leben: Subsistence-Jagd und -Fischerei sind für viele immer noch der Alltag, Lachs trocknen, Beeren sammeln oder Elche jagen – das verbindet Generationen.

Bei Festivals wie dem Festival of Native Arts in Fairbanks oder Tänzen in Gemeinden kommen Trommeln, Masken und traditionelle Kleidung zum Einsatz, oft gemischt mit modernem Leben.

Der Iditarod, dieses epische Schlittenhunderennen, ehrt die alten Transportwege und das Mushen-Leben. Es zeigt, wie alte Praktiken in der Moderne weiterbestehen. Alaska fühlt sich an wie ein Ort, wo Vergangenheit und Gegenwart nahtlos ineinanderfließen – und genau das macht es so besonders und anziehend. Ich könnte mir vorstellen, dass es für viele ein Traum ist, mal hinzufahren und das selbst zu erleben.

TRAPPER SURVIVAL IN ALASKA

Wenn wir von den Survival Skills der Trapper in Alaska um 1800 sprechen, dann reden wir nicht von ein paar erlernten Techniken, sondern von einer vollständigen Lebensweise, die bis ins Mark von Anpassung, Beobachtung und Härte geprägt war. Alaska war zu dieser Zeit kein romantischer Sehnsuchtsort, sondern ein nahezu unerschlossenes Grenzland aus endlosen Wäldern, Tundra, Gebirgen und Flusssystemen, in dem Fehler selten verziehen wurden. Die Trapper, häufig europäischstämmige Pelzjäger, aber ebenso Einheimische und Menschen mit gemischter Herkunft, bewegten sich in einer Welt, in der Wissen überleben bedeutete – und Unwissen oft den Tod. Das Fundament aller Survival Skills war die Fähigkeit, die Umwelt zu lesen. Ein Trapper musste Wetterzeichen deuten können, lange bevor sich ein Sturm zeigte. Die Farbe des Himmels über den Bergen, das Verhalten der Tiere, die Struktur des Schnees oder der Geruch der Luft waren Hinweise, die über den weiteren Tagesverlauf entschieden. Besonders der Winter stellte eine extreme Prüfung dar. Temperaturen weit unter minus vierzig Grad waren keine Ausnahme, sondern Realität. Kleidung bestand daher nicht aus Mode, sondern aus exakt ausgewählten Materialien. Felle von Karibu, Elch oder Biber wurden so verarbeitet, dass sie isolierten, atmungsaktiv blieben und Feuchtigkeit vom Körper fernhielten. Nähte wurden oft mit Sehnen gefertigt, da diese sich bei Kälte zusammenzogen und so dichter hielten als viele andere Materialien.



<https://auntphilstrunk.com/trappers-alaska-history.com>

Ein zentraler Survival Skill war das Errichten und Unterhalten von Unterkünften. Trapper bauten einfache Blockhütten, oft an strategischen Punkten entlang von Flüssen oder bekannten Wildwechseln. Diese Hütten waren klein, niedrig und bewusst einfach gehalten, um Wärme zu speichern und den Bauaufwand gering zu halten. Moos, Lehm und Baumrinde dienten als natürliche Isolierung. Wer ständig unterwegs war, musste improvisieren können: Schneehöhlen, Windschutz aus Fellen oder notdürftige Unterstände aus Treibholz konnten den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen. Feuer war dabei der zentrale Ankerpunkt des Überlebens. Das Entzünden eines Feuers bei Sturm, Nässe oder extremem Frost war eine Kernkompetenz. Feuerstahl, Zunder aus Birkenrinde oder getrocknetem Pilz und ein tiefes Verständnis für Holzarten gehörten zur Grundausrüstung eines Trappers.



Alaska State Library - Historical Collections

Ebenso entscheidend war die Fähigkeit, Nahrung zu beschaffen, zu konservieren und effizient zu nutzen. Die Jagd mit Fallen war nicht nur Beruf, sondern Überlebensstrategie. Biber, Otter, Marder und Fuchs lieferten nicht nur begehrte Felle, sondern auch Fleisch und Fett. Fallen mussten so gesetzt werden, dass sie zuverlässig funktionierten, auch bei Schnee, Eis und starken Temperaturschwankungen. Ein erfahrener Trapper konnte an Spuren im Schnee erkennen, welches Tier wie alt, gesund oder gestresst war. Zusätzlich zur Fallenstellerei

wurde aktiv gejagt, meist mit Vorderladern oder späteren Perkussionsgewehren, deren Wartung bei Kälte eine eigene Kunst darstellte. Pulver trocken zu halten, Zündmechanismen vor Vereisung zu schützen und Munition sparsam einzusetzen, verlangte Disziplin und Erfahrung.

Die Verarbeitung der Nahrung war mindestens so wichtig wie ihre Beschaffung. Fleisch wurde getrocknet, geräuchert oder zu Pemmikan verarbeitet, einer energiereichen Mischung aus Fett und getrocknetem Fleisch, die lange haltbar war und extreme körperliche Belastungen unterstützte. Jeder Teil eines Tieres wurde genutzt. Knochen dienten als Werkzeuge oder Nährstoffquelle, Sehnen als Nähmaterial, Fett als Brennstoff oder Schutz vor Kälte. Verschwendung war in dieser Umgebung kein moralisches Problem, sondern ein existenzielles Risiko.

Orientierung und Navigation stellten einen weiteren Kernbereich der Survival Skills dar. Karten waren selten, ungenau oder gar nicht vorhanden. Trapper orientierten sich an Flussläufen, Bergketten, der Sonne, den Sternen und markanten Landschaftsmerkmalen. Flüsse waren im Sommer Verkehrswege mit Kanus und im Winter gefrorene Straßen. Das sichere Begehen von Eis erforderte Erfahrung, denn Strömungen, Quellen und wechselnde Temperaturen konnten tückische Schwachstellen erzeugen. Wer das Eis falsch einschätzte, verschwand lautlos in eiskaltem Wasser – meist ohne zweite Chance.

Ein oft unterschätzter, aber entscheidender Aspekt war die mentale Widerstandskraft. Monatelange Isolation, Dunkelheit, Kälte und die ständige Nähe zum Tod forderten eine enorme psychische Stabilität. Trapper entwickelten Routinen, erzählten sich Geschichten, führten einfache Tagebücher oder hielten an religiösen oder spirituellen Vorstellungen fest, um nicht den Verstand zu verlieren. Einsamkeit war kein romantischer Zustand, sondern eine Belastung, die nur mit innerer Stärke zu ertragen war. Wer in Panik geriet oder unüberlegte Entscheidungen traf, überlebte selten lange.



Nicht zuletzt spielten die Kenntnisse der indigenen Völker Alaskas eine zentrale Rolle. Viele Trapper überlebten nur, weil sie von den Einheimischen lernten. Techniken zur Schneeschuhherstellung, der Bau von Kajaks und Kanus, Kleidung aus Fell und Darm sowie ein tiefes ökologisches Verständnis wurden übernommen und angepasst. Diese Fähigkeiten waren kein theoretisches Wissen, sondern über Generationen erprobte Praxis, die perfekt auf die extremen Bedingungen abgestimmt war. Ohne diesen kulturellen Austausch wäre das Überleben vieler europäischer Trapper schlicht unmöglich gewesen. Die Survival Skills der Trapper in Alaska um 1800 waren somit kein Sammelsurium einzelner Techniken, sondern ein geschlossenes System aus Wissen, Erfahrung und Haltung. Es war die Fähigkeit, sich der Natur unterzuordnen, statt sie beherrschen zu wollen. Wer überlebte, tat dies nicht durch Stärke allein, sondern durch Respekt, Anpassungsfähigkeit und die Bereitschaft, ständig zu lernen. Gerade deshalb faszinieren diese Menschen bis heute – nicht als Helden im klassischen Sinne, sondern als Meister des stillen, kompromisslosen Überlebens in einer der härtesten Regionen der Welt, im damaligen Alaska.

Die Ausrüstung der Trapper

um 1800 war kein standardisiertes Set, wie wir es heute aus dem Outdoor- oder Survivalbereich kennen, sondern das Ergebnis harter Erfahrung, regionaler Anpassung und oft lebenslanger Optimierung. Jeder Gegenstand hatte einen klaren Zweck, vieles erfüllte mehrere Funktionen, und alles Überflüssige wurde konsequent vermieden. Ein Trapper trug nur das mit sich, was sich über Wochen oder Monate in der Wildnis bewährte – denn jedes zusätzliche Pfund konnte zur Last werden, gerade im weiten und gnadenlosen Raum von Alaska.

Das Herzstück der persönlichen Ausrüstung war die Kleidung. Sie bestand fast ausschließlich aus Naturmaterialien, vor allem aus Fellen und Leder.

Hemden und Hosen wurden häufig aus gegerbtem Hirsch- oder Elchleder gefertigt, weil dieses robust war und zugleich beweglich blieb. Für extreme Kälte nutzte man Überkleidung aus Karibu- oder Biberfell, da diese eine hervorragende Isolation bot. Besonders wichtig war der Fellkragen, der Gesicht und Nacken vor Erfrierungen schützte.



[Bear Lake Rendezvous | August 26th-28th 2016](#)

Mokassins oder einfache Stiefel aus Leder, oft mit Fellfutter, wurden im Winter mit Gras, Moos oder zusätzlichem Fell ausgestopft, um die Wärme zu halten. Schneeschuhe aus Holzrahmen und Tiersehnen waren unverzichtbar, sobald der Schnee tiefer wurde, und erweiterten den Aktionsradius enorm. Ebenso zentral war die Bewaffnung, die nicht primär der Verteidigung, sondern der Nahrungsbeschaffung diente. Die meisten Trapper führten ein Vorderladergewehr mit sich, anfangs meist mit Steinschloss, später auch mit Perkussionszündung. Diese Waffen waren robust, aber wartungsintensiv. Pulverhorn, Kugelbeutel und Gießform gehörten daher fest zur Ausrüstung, ebenso Reinigungswerkzeug und Ersatzfeuersteine. Munition war wertvoll, weshalb Schüsse wohlüberlegt abgegeben wurden. Ergänzt wurde das Gewehr fast immer durch ein großes Messer, häufig ein Bowiemesser oder ein ähnlicher Typ.

Dieses Messer war Werkzeug, Waffe, Jagdhilfe und Küchenutensil zugleich. Ohne ein gutes Messer war ein Trapper praktisch handlungsunfähig.

Die eigentliche Arbeitsgrundlage bildeten die Fallen. Eisenfallen für Biber, Fuchs oder Marder waren schwer, aber unverzichtbar, denn der Pelzhandel war der wirtschaftliche Motor des Trapperlebens.

Je nach Region und Zielwild trug ein Mann mehrere Fallen mit sich oder deponierte sie entlang seiner Route. Dazu kamen Draht, Schnüre aus Pflanzenfasern oder Sehnen sowie einfache Holzmechanismen, um improvisierte Fallen zu bauen.

Ein erfahrener Trapper konnte mit minimalem Material effektive Fangsysteme errichten, die selbst bei Frost und Schnee funktionierten.

Für das Feuerführen besaß jeder Trapper ein Feuerstahl-Set. Feuerstein, Stahl und Zunder – oft Birkenrinde oder getrockneter Zunderschwamm – wurden wasserdicht in Lederbeuteln aufbewahrt.

Feuer war nicht nur Wärmequelle, sondern auch Schutz vor Raubtieren, Mittel zur Nahrungszubereitung und psychischer Anker.

Entsprechend sorgsam wurde diese Ausrüstung behandelt. Zusätzlich führte man einfache Kochgefäße mit, meist aus Blech oder Eisen. Ein Topf reichte, um Schnee zu schmelzen, Fleisch zu kochen oder Fett auszulassen. Holzlöffel oder improvisiertes Besteck aus Knochen waren üblich.



[Bear Lake Rendezvous | August 26th-28th 2016](#)

Der Transport der Ausrüstung erfolgte je nach Jahreszeit sehr unterschiedlich. Im Sommer nutzten Trapper Kanus aus Birkenrinde oder ausgehöhlte Einbäume, die leicht genug waren, um sie über Land zu tragen, aber stabil auf Flüssen und Seen. Im Winter wurden Schlitten verwendet, gezogen von Menschen oder Hunden, um Felle, Fallen und Vorräte zu transportieren. Diese Schlitten waren schlicht konstruiert, aber extrem funktional, meist aus Holz und Rohhautbindungen gefertigt.

Nicht zu unterschätzen sind die kleinen, unscheinbaren Gegenstände, die oft über Leben und Tod entschieden. Nähzeug aus Knochen- oder Metallnadeln und Sehnen ermöglichte Reparaturen an Kleidung und Ausrüstung.

Einfache Werkzeuge wie Beil oder kleine Axt dienten zum Brennholzschlagen, Hüttenbau und Zerlegen von Wild. Persönliche Gegenstände wie Amulette, Pfeifen oder religiöse Symbole fanden ebenfalls Platz, nicht aus Luxus, sondern als mentale Stütze in der Einsamkeit.

In ihrer Gesamtheit war die Ausrüstung der Trapper ein Spiegel ihrer Welt: roh, funktional und kompromisslos auf das Überleben ausgerichtet. Sie war nie vollständig, nie perfekt, sondern wurde ständig angepasst, repariert und verbessert. Genau darin lag ihre Stärke. Die Trapper vertrauten weniger auf ihre Ausrüstung als auf ihr Wissen und ihre Erfahrung – doch ohne diese sorgfältig ausgewählten Werkzeuge wäre selbst der beste Überlebenskünstler in der Wildnis Alaskas chancenlos gewesen.



[Bear Lake Rendezvous | August 26th-28th 2016](#)

Der Wert der Felle um 1800 war einer der Hauptgründe, warum sich Trapper überhaupt in die lebensfeindlichen Regionen des hohen Nordens wagten. Pelz war kein Luxusprodukt im heutigen Sinne, sondern ein strategisch extrem gefragter Rohstoff, der ganze Handelsnetze und Machtstrukturen trug. Gerade im Raum des heutigen Alaska spielte der Pelzhandel eine zentrale Rolle, auch wenn viele Preise nicht direkt in Geld, sondern im Tauschwert angegeben wurden.

Am wertvollsten war eindeutig das Biberfell. In Europa, besonders in England und Frankreich, bestand eine enorme Nachfrage nach Biberfilz für Hüte.

Ein hochwertiges, gut gegerbtes Winterfell – also ein sogenanntes „Prime Pelt“ – konnte um 1800 im Handel einen Gegenwert von etwa 3 bis 5 US-Dollar erzielen.

Das klingt aus heutiger Sicht gering, entsprach aber damals mehreren Tages- oder sogar Wochenlöhnen eines einfachen Arbeiters. In abgelegenen Regionen bekamen Trapper diesen Wert oft nicht in Bargeld, sondern in Waren ausgezahlt: Pulver, Blei, Messer, Stoffe, Tabak oder Alkohol. Ein einziges gutes Biberfell konnte beispielsweise genug Tauschwert haben, um Munition und Lebensmittel für mehrere Wochen zu sichern.



Wikipedia

Otterfelle, insbesondere vom Seeotter, waren teilweise noch wertvoller. Diese Felle waren extrem dicht und weich und wurden vor allem in China und später in Europa hoch gehandelt. Ein einziges hochwertiges Seeotterfell konnte je nach Qualität und Handelsweg einen Gegenwert von 10 bis 20 Dollar erreichen, in Einzelfällen sogar mehr. Für einen Trapper bedeutete ein erfolgreicher Otterfang einen erheblichen wirtschaftlichen Gewinn – allerdings war die Jagd auf Seeotter gefährlich und oft nur in Küstennähe möglich.

Marder, Nerz und Fuchs lagen preislich darunter, waren aber wegen ihrer Häufigkeit wirtschaftlich sehr wichtig. Ein gutes Marder- oder Nerzfell brachte meist zwischen 1 und 2 Dollar ein, Rotfuchsfelle etwas weniger, Silberfuchse hingegen deutlich mehr. Ein besonders schönes Silberfuchsfell konnte ein Vielfaches eines normalen Fuchsfells wert sein und galt als Glücksfang. Luchs- und Wolfspelze waren regional gefragt, erzielten aber meist niedrigere Preise, da sie schwieriger zu verarbeiten und modisch weniger konstant gefragt waren.

Wichtig ist dabei zu verstehen, dass der eigentliche Gewinn selten beim Trapper selbst lag.

Große Handelsgesellschaften wie die Hudson's Bay Company bestimmten Preise, Qualitätseinstufungen und Tauschraten. Trapper waren oft abhängig von festen Handelsposten, die ihnen Ausrüstung auf Kredit gaben, welche später mit Fellen „abbezahlt“ werden musste. Schlechte Jagdsaisons konnten so schnell zu Schulden führen, gute Jahre dagegen ein vergleichsweise freies Leben ermöglichen.

Der reale Wert eines Fells hing also nicht nur vom Markt, sondern auch von Ort, Zeitpunkt und Verhandlungsmacht ab.



www.ndstudies.gov

Zusätzlich spielte die Qualität eine enorme Rolle.

, wenn das Tier sein dichtestes Fell trug, waren deutlich wertvoller als Sommerfelle. Beschädigungen durch schlechte Fallen, falsches Abziehen oder unsachgemäßes Trocknen konnten den Wert drastisch mindern. Ein erfahrener Trapper wusste genau, wie ein Fell behandelt werden musste, um den maximalen Erlös zu erzielen – auch das war eine Überlebenskompetenz.

THE CENTURY STORE

Ralf-D. Giermann



Wo auch immer die Besiedlung des Wilden Westens begann waren sie nie weit entfernt davon. Die Rede ist von Händlern und Kaufleuten in Ihren Planwagen und Läden. Seit einigen Jahren bin ich im Westernhobby nun als Händler unterwegs. In dieser Eigenschaft als Händler versuche ich Verpackungen von damals anzubieten und dass so original getreu wie möglich.



Ich, das ist: **Ralf-D. Giermann** und mein Laden heißt: **The Century Store**. Whiskeyflaschen, Konservendosen, Streichholzschachteln, Medizinflaschen und vieles mehr biete ich an. Die Produkte die ich anbiete sind neu (und bis auf einige Ausnahmen) in der Regel leer.



Da wir ja nun in einer realen modernen Welt leben ist man auch leider an etlichen realen Rechtlichen Dinge gebunden. Damit es etwas einfacher ist für alle sind halt einige Produkte nicht gefüllt. Außerdem kann jeder so das befüllen was er am liebsten hat.

Ist erstmal geklärt wie ein Produkt einst aussah und ob es möglich ist das Nachzubauen, steht die Beschaffung und der Praktische Teil des Nachbaus an. Wobei es mitunter passieren kann, dass man mal schnell 8 bis 10 Stunden am PC sitzt, um das Etikett wieder ausdrückbar und einwandfrei hin zu bekommen. Manchmal allerdings muss man auch Kompromisse eingehen was den Nachbau angeht, da oft alte Flaschenformen oder Dosenformen heute nicht mehr existieren.



Spannend und auch ein toller Nebeneffekt dabei ist zu erfahren wie lange es schon einige Produkte gibt und auch wie lange es schon die dazu gehörenden Firmen gibt. Zum einen habe ich bei mir zu Hause ein Zimmer als Laden umgebaut, welcher nach Terminabsprache besucht werden kann. Zum anderen bin ich aber auch mit meinem Laden mobil und besitze ein Weißzelt mit welchem ich auf Treffen fahren kann. Ob nun im Laden, zu Hause oder auf einem Treffen, ich freue mich über jeden Besucher!

Kontakt geht über : der.jahrhundertladen@gmail.com



Das
Verkaufs-
zelt



Die Trapper im Vergleich zu den Mountain Men in anderen Teilen der USA

Auf den ersten Blick wirken Trapper in Alaska und die Mountain Men in den übrigen Teilen der Vereinigten Staaten wie zwei Seiten derselben Medaille: harte Männer, Pelzjäger, Grenzgänger, geprägt von Einsamkeit, Entbehrung und einem Leben jenseits der Zivilisation. Doch bei genauerem Hinsehen zeigen sich deutliche Unterschiede – in Lebensweise, Ausrüstung, Mentalität und vor allem in den Umweltbedingungen, die ihr Überleben formten. Beide Gruppen verband der Pelzhandel, doch die Welt, in der sie sich bewegten, war grundverschieden.

Die Trapper im hohen Norden, insbesondere im Gebiet des heutigen Alaska, lebten in einer Umgebung, die in ihrer Brutalität kaum Vergleichbares kannte. Extreme Kälte, monatelange Dunkelheit, gewaltige Distanzen und eine vergleichsweise geringe Bevölkerungsdichte bestimmten ihren Alltag. Isolation war hier nicht episodisch, sondern der Normalzustand. Viele Trapper verbrachten den Winter vollständig allein oder in winzigen Gruppen, abgeschnitten von Handelsposten und anderen Menschen. Ihre Survival Skills waren daher stark auf Langzeitüberleben ausgerichtet: Vorratshaltung über Monate, extreme Kälteresistenz, perfektionierte Feuer- und Sheltertechniken sowie ein sehr tiefes Verständnis für Wildwechsel, Eis und Schnee. Fehler bedeuteten nicht Unannehmlichkeiten, sondern oft den Tod.

Die Mountain Men der zentralen und westlichen Teile der USA, vor allem in den Rocky Mountains, lebten ebenfalls gefährlich, aber in einer anderen Art von Wildnis. Ihr Aktionsraum reichte von den Great Plains über Hochgebirge bis zu bewaldeten Tälern. Das Klima war hart, doch deutlich abwechslungsreicher. Extreme Kälte wechselte mit Hitze, Dürre mit Schneestürmen. Dadurch waren Mountain Men mobiler, flexibler und oft stärker auf kurzfristige Jagderfolge angewiesen. Sie zogen in kleineren Trupps, trafen sich regelmäßig bei sogenannten Rendezvous, um Felle zu verkaufen, Vorräte zu tauschen und soziale Kontakte zu pflegen. Diese Treffen waren ein wesentlicher Bestandteil ihrer Kultur und schufen ein loses, aber funktionierendes Netzwerk.

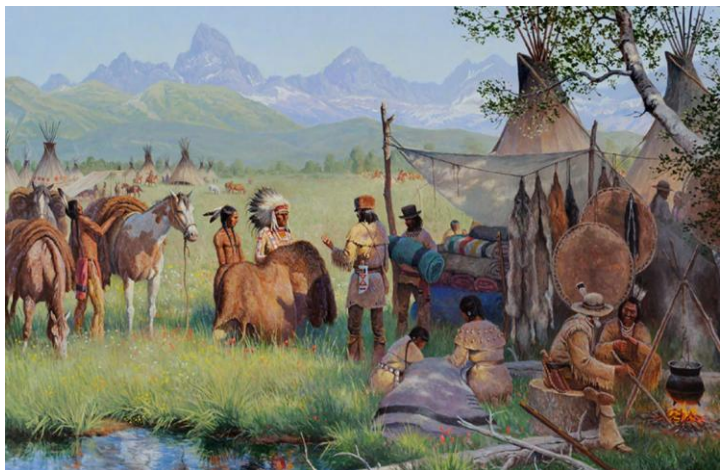
Auch wirtschaftlich unterschieden sich beide Gruppen. Alaskische Trapper waren meist enger an große Handelsgesellschaften gebunden. Der Kontakt zu Handelsposten war lebensnotwendig, und Preise wie auch Tauschraten wurden stark von Organisationen bestimmt. Mountain Men hingegen arbeiteten häufig unabhängiger. Viele von ihnen verkauften ihre Felle direkt bei Rendezvous oder wechselten zwischen verschiedenen Auftraggebern. Das gab ihnen mehr Freiheit, aber auch weniger Sicherheit. Ein schlechtes Jahr bedeutete hier oft sofortige Not, während ein gutes Jahr schnellen, aber meist kurzfristigen Wohlstand brachte.

In der Ausrüstung zeigten sich ebenfalls klare Unterschiede. Trapper im Norden setzten stärker auf schwere Fellkleidung, isolierende Schichten und Transportmittel wie Schlitten oder Kanus, angepasst an Schnee, Eis und Wasserwege. Mountain Men reisten leichter. Ihre Kleidung bestand häufig aus Hirschleder, sie trugen weniger Gepäck und verließen sich stärker auf ihre Mobilität. Beide nutzten Fallen, Messer und Vorderladergewehre, doch der Schwerpunkt war verschieden: In Alaska war Effizienz bei minimaler Bewegung entscheidend, im Westen der USA Reichweite und Anpassungsfähigkeit. Ein weiterer zentraler Unterschied lag im Verhältnis zu den indigenen Völkern.

Während Mountain Men häufig in wechselnden

Allianzen lebten, teils handelten, teils kämpften und nicht selten in indigene Gemeinschaften einheirateten, war der kulturelle Wissenstransfer im Norden noch existenzieller. Ohne das Wissen der einheimischen Völker Alaskas – etwa über Schneeschuhe, Winterkleidung, Nahrungskonservierung und Navigation – hätten viele Trapper nicht überlebt. Bei den Mountain Men war dieses Wissen ebenfalls wichtig, doch sie bewegten sich oft schneller weiter und blieben seltener dauerhaft in einer Region.

Mental unterschieden sich beide Gruppen vielleicht am stärksten. Der klassische Mountain Man gilt als freiheitsliebender Einzelgänger, der bewusst die Nähe zur Zivilisation mied, aber dennoch regelmäßig den Austausch suchte. Der Trapper im Norden war weniger Romantiker und mehr Pragmatiker. Freiheit bedeutete für ihn vor allem Unabhängigkeit vom Hungertod. Sein Alltag war geprägt von Disziplin, Planung und einer fast stoischen Akzeptanz der Naturgewalten. Einsamkeit war hier kein gewählter Lebensstil, sondern der Preis des Überlebens.



<https://clarkkelleyprice.com/products/trading-at-the-pierres-hole-rendezvous?>

Wie war das Verhältnis der Trapper zu den First Nations?

Das Verhältnis der Trapper zu den First Nations war komplex, vielschichtig und weit entfernt von einem einfachen Freund-Feind-Schema. Es bewegte sich ständig zwischen Kooperation, gegenseitiger Abhängigkeit, kulturellem Austausch, aber auch Misstrauen und Ausbeutung. Gerade im Gebiet des heutigen Alaska war dieses Verhältnis entscheidend für das Überleben der Trapper – oft weit mehr, als es in anderen Teilen Nordamerikas der Fall war.

Für viele Trapper war von Beginn an klar, dass sie ohne das Wissen der indigenen Bevölkerung kaum eine Überlebenschance hatten. Die First Nations kannten die Landschaft, die Tierwanderungen, die Gefahren des Wetters und die richtigen Zeitpunkte für Jagd und Reise. Sie wussten, wie man sich bei extremen Minusgraden kleidet, welche Materialien wirklich isolieren, wie man Schneeschuhe baut, Kanus herstellt und Nahrung so konserviert, dass sie monatelang haltbar blieb. Dieses Wissen war nicht theoretisch, sondern das Ergebnis jahrhundertelanger Anpassung an eine der härtesten Regionen der Erde. Trapper, die bereit waren zuzuhören und zu lernen, konnten davon enorm profitieren.

In der Praxis entstand daraus häufig eine enge Zusammenarbeit. Viele Trapper handelten regelmäßig mit indigenen Gemeinschaften, tauschten Metallwaren, Messer, Stoffe oder Munition gegen Felle, Nahrung oder lokale Informationen. Besonders im Winter waren diese Kontakte lebenswichtig. Ein einzelner Hinweis zu einem sicheren Flussübergang oder einem ergiebigen Jagdgebiet konnte über Leben und Tod entscheiden. Nicht selten überwinterten Trapper in der Nähe indigener Siedlungen oder wurden zumindest zeitweise aufgenommen. Aus solchen Kontakten entstanden auch persönliche Beziehungen, Partnerschaften und Familien, wodurch kulturelle Grenzen weiter verschwammen.

Gleichzeitig war dieses Verhältnis jedoch selten vollkommen gleichberechtigt. Mit dem Vordringen großer Handelsgesellschaften wie der Hudson's Bay Company oder später russischer Handelsposten verschoben sich die Machtverhältnisse. Preise, Tauschwaren und Handelsbedingungen wurden zunehmend von außen bestimmt. Alkohol, der gezielt als Handelsware eingesetzt wurde, zerstörte in vielen Regionen soziale Strukturen. Krankheiten, die durch den Kontakt eingeschleppt wurden, forderten einen hohen Tribut. Auch wenn einzelne Trapper respektvoll handelten, waren sie Teil eines Systems, das langfristig massiven Schaden anrichtete.

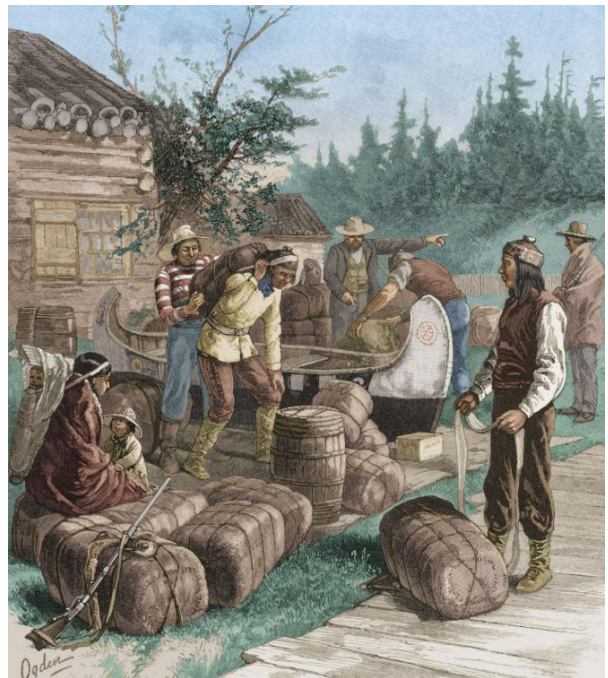
Für die First Nations waren die Trapper daher ambivalente Figuren. Einerseits brachten sie Zugang zu neuen Werkzeugen und Materialien, die den Alltag erleichtern konnten. Metallklingen, Gewehre oder Töpfe ersetzten steinerne oder knöcherne Werkzeuge und steigerten Effizienz. Andererseits wuchs die Abhängigkeit von Handelsgütern, und traditionelle Lebensweisen gerieten unter Druck. Die intensive Bejagung bestimmter Tierarten, vor allem des Bibers, veränderte Ökosysteme und entzog vielen Gemeinschaften eine zentrale Lebensgrundlage.

Auf persönlicher Ebene war das Verhältnis oft respektvoller, als es spätere Mythen vermuten lassen. Viele Trapper übernahmen indigene Kleidung, Jagdmethoden und Verhaltensweisen vollständig.

Sie passten sich an, weil sie mussten, nicht aus romantischer Verklärung. Wer arrogant oder ignorant auftrat, wurde schnell isoliert –

und Isolation war in dieser Umgebung lebensgefährlich. Respekt vor lokalen Regeln, Territorien und Traditionen war daher weniger eine moralische Frage als eine pragmatische Notwendigkeit.

Dennoch kam es auch zu Konflikten. Missverständnisse, gebrochene Abmachungen oder Übergriffe führten vereinzelt zu Gewalt. Diese Konflikte waren jedoch meist lokal begrenzt und weniger ideologisch motiviert als in späteren Phasen der Kolonisierung. Häufiger als offene Feindseligkeit herrschte ein vorsichtiges, oft nüchternes Nebeneinander, das von gegenseitigem Nutzen getragen wurde.



Wikimedia

Quellenverzeichnis

Allgemeine Alaska-Geschichte und Entdeckung
Library of Congress: "Meeting of Frontiers" – Artikel zu russischer Entdeckung und Pelzhandel
<https://www.loc.gov/collections/meeting-of-frontiers/articles-and-essays/alaska/>
National Park Service: Alaska's History
<https://www.nps.gov/anch/learn/historyculture/alaska-s-history.htm>
Britannica: Vitus Bering
<https://www.britannica.com/biography/Vitus-Bering>
Alaska-Kauf 1867 ("Seward's Folly")
U.S. Department of State: Purchase of Alaska, 1867
<https://history.state.gov/milestones/1866-1898/alaska-purchase>
National Archives: Check for the Purchase of Alaska
<https://www.archives.gov/milestone-documents/check-for-the-purchase-of-alaska>
History.com: Seward's Folly
<https://www.history.com/this-day-in-history/march-30/sewards-folly>
Klondike Gold Rush und Yukon River
National Park Service: Klondike Gold Rush National Historical Park
<https://www.nps.gov/klgo/learn/goldrush.htm>
Library of Congress: Gold Rush in Alaska
<https://www.loc.gov/collections/meeting-of-frontiers/articles-and-essays/alaska/gold-rush/>
Homesteads in Alaska
Bureau of Land Management (BLM): History of Alaska Homesteading (PDF)
https://www.blm.gov/sites/default/files/documents/files/PublicRoom_Alaska_Homesteading_Brochure_2016.pdf
Alaska State Government: Homesteading
<https://www.alaska.gov/Kids/learn/homesteading.htm>
US-Militär in Alaska nach 1867
U.S. Army: History of United States Army in Alaska
<https://home.army.mil/wainwright/history>
Alaska Historical Society: Ressourcen zur Militärgeschichte
<https://alaskahistoricalsociety.org/>
Ureinwohner Alaskas (Alaska Natives)
Alaska Native Heritage Center
<https://www.alaskanative.net/>
Travel Alaska: Alaska Native Culture
<https://www.travelalaska.com/things-to-do/alaska-native-culture>
University of Alaska: Alaska Native Language Center
<https://www.uaf.edu/anlc/>
Tlingit-Kunst
Sealaska Heritage Institute (viel zu Chilkat Weaving und Totempfählen)
<https://sealaskaheritage.org/>
Alaska Magazine: Artikel zu Chilkat Weaving
<https://alaskamagazine.com/authentic-alaska/culture/chilkat-blanket-weaving/>
Pelzhandel und Trapper
Library of Congress: Alaska Fur Trade
<https://www.loc.gov/collections/meeting-of-frontiers/articles-and-essays/alaska/alaska-fur-trade/>
Fort Ross: History of Russian America
<https://www.fortross.org/history/russian-american-company>
Yukon River und moderne Traditionen
National Park Service: Klondike Gold Rush (mit Yukon-Aspekten)
<https://www.nps.gov/klgo/>
Alaska Department of Fish and Game: Subsistence Hunting
<https://www.adfg.alaska.gov/index.cfm?adfg=subsistence.hunting>
Iditarod Official Site: Culture and Tradition
<https://iditarod.com/>

DER MISSISSIPPI RIVER

Der Mississippi und der Wilde Westen – zwei amerikanische Mythen, die viel stärker miteinander verknüpft sind, als man auf den ersten Blick denkt.

Der Mississippi war über Jahrzehnte die wichtigste Lebensader des jungen Amerikas. Auf ihm bewegten sich die Menschen, die Waren, die Träume und auch die Gewalt nach Westen – und später wieder zurück. Ohne den Fluss hätte der Wilde Westen in der Form, wie wir ihn kennen, wahrscheinlich gar nicht existiert. Schon in den 1820er- und 1830er-Jahren dampften die ersten großen Raddampfer den Mississippi hinauf und hinunter. Sie brachten Baumwolle nach New Orleans, brachten Sklaven in die neuen Plantagen im tiefen Süden und transportierten gleichzeitig Tausende von Siedlern, Glücksrittern, Händlern und Desperados stromaufwärts in Richtung Missouri, Arkansas, Red River – und von dort aus weiter in die weiten Ebenen des Westens. Der Mississippi war quasi das erste große Autobahnkreuz Richtung Frontier.

St. Louis wurde zur entscheidenden Drehscheibe.

Hier endete für viele der bequeme Flussweg – und hier begann das echte Abenteuer. Von St. Louis aus starteten die großen Wagenzüge auf dem Oregon Trail, der Santa Fe Trail, der California Trail.

Die berühmten Pelztierjäger (Mountain Men), die später zu Legenden wurden, kamen meistens über den Missouri-Mississippi-Korridor. Die Goldgräber von 1849 nahmen oft erst den Dampfer bis St. Joseph oder Independence, bevor sie die Prärie durchquerten.

Auch die berühmten Outlaws und Revolverhelden hatten oft eine Mississippi-Vergangenheit:

Jesse James wuchs in Missouri auf, nur einen Steinwurf vom großen Fluss entfernt

Die Dalton-Brüder und die Younger-Brüder kamen aus Gegenden, die vom Mississippi-Handel und den Flusstädten geprägt waren

Selbst Wild Bill Hickok verdiente sich als junger Mann sein erstes Geld als Fahrer auf den Flussschiffen

Und dann die Kultur: Mark Twains Figuren – Huck Finn und Tom Sawyer – sind ohne den Mississippi nicht denkbar. Aber genau diese Welt des Flusses, der Spielsalons, der Showboats, der Betrüger und der Freiheitsträumer floss nahtlos über in das, was man später „Wilden Westen“ nannte. Der Saloon mit dem Piano, die Pokerrunde, der Revolverheld, der mit einem Bein auf dem Steg steht – all das hat seine Wurzeln mindestens genauso sehr in den Flusstädten von Memphis, Natchez, Vicksburg und New Orleans wie in Dodge City oder Tombstone.

Der Mississippi war also kein Gegensatz zum Wilden Westen

– er war eher die Startrampe, die emotionale und wirtschaftliche Pipeline, über die der Mythos erst richtig in Gang kam.

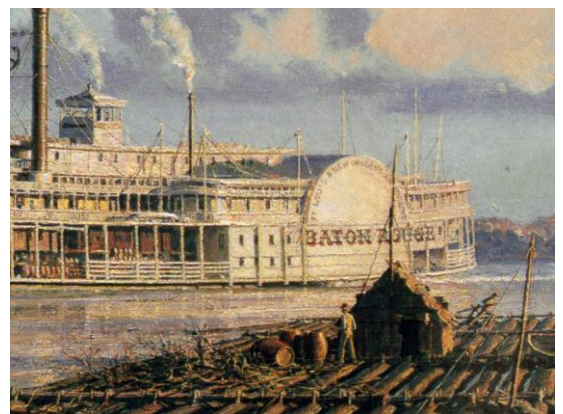
Kurz gesagt:

Ohne den Mississippi kein Goldrausch in Kalifornien (zumindest nicht in dieser Geschwindigkeit).

Ohne den Mississippi keine Cowboys im heutigen Sinne (die ersten großen Viehtriebe gingen ja auch Richtung Flussmündung).

Und ohne den Mississippi hätte der amerikanische Traum vom freien, gefährlichen, grenzenlosen Westen nie diesen ganz besonderen romantischen Klang bekommen, den wir heute noch spüren, wenn wir an den Wilden Westen denken.

Zwei Seiten derselben Medaille – nur dass die eine Seite feucht glänzt und nach Teer und heißem Stahl riecht, während die andere nach Staub, Schweiß und trockenem Präriewind duftet.



Stell dir vor, es ist ein schwüler Sommerabend 1852. Die Sonne hängt wie ein glühendes Kupferstück tief über dem Mississippi, und auf dem breiten, braunen Wasser tanzen kleine Feuerfunken – Reflexionen der untergehenden Sonne auf den Wellen.

Da kommt er: ein riesiger Raddampfer, die Schaufelräder schlagen donnernd ins Wasser, schwarzer Rauch quillt aus den zwei hohen Schornsteinen wie aus den Nasenlöchern eines wütenden Drachen. Auf dem Oberdeck stehen Männer in Zylinderhüten und Frauen mit Sonnenschirmen, unten im Bauch des Schiffs stapeln sich Baumwollballen, Fässer, Kisten – und dazwischen drängen sich die einfachen Leute: Farmer mit ihren Bündeln, junge Burschen mit fiebrigen Augen Richtung Westen, Händler mit Poker-Karten im Ärmel und manchmal auch ein paar Gestalten, bei denen man lieber nicht genau hinsieht. Hier fing alles an. Der Mississippi war keine Grenze – er war die Eintrittskarte in etwas Größeres, Wilderes.

In St. Louis, wo der Fluss sich mit dem Missouri vermählt, hörte für viele der bequeme Teil der Reise auf. Die Dampfer legten an, die Planken wurden heruntergelassen, und plötzlich stand man auf dem staubigen Kai, umgeben von schreienden Händlern, klappernden Wagen und dem Geruch nach Teer, Pferdeschweiß und frischem Holz.

Von hier aus rollten die Conestoga-Wagen los – riesige Planwagen, die wie rollende Häuser aussahen –, vollgestopft mit allem, was man für ein neues Leben brauchte. Oregon, Kalifornien, die Black Hills... die Namen klangen wie Versprechen.

Auf dem Fluss selbst spielte sich schon das vor, was später den Wilden Westen berühmt machte: die Pokerrunden bis tief in die Nacht, bei denen ein falsches Ass über Leben und Tod entscheiden konnte. Die Spieler mit den kalten Augen, die Revolver unter dem Gehrock, die Betrüger mit den markierten Karten – all das gab's zuerst auf den Riverboats. Memphis, Natchez, Vicksburg... die Namen klingen noch heute nach Gefahr und Verheißung.

Und nachts, wenn die Sterne über dem schwarzen Wasser standen, saßen manchmal zwei Jungs auf einem selbstgebauten Floß aus alten Planken – wie Huck und Jim. Der Fluss trug sie einfach mit, frei, gefährlich frei.

Später, als die großen Viehherden von Texas nach Norden getrieben wurden, war der Geist derselbe: Staub in den Augen, der Revolver am Gürtel, die Nächte am Lagerfeuer mit Gitarrenklängen und Geschichten über Gold und verlorene Lieben. Nur dass der Boden jetzt trocken war und der Wind nach Präriegras roch statt nach Flusswasser.

Aber im Kern war es dieselbe Sehnsucht, dieselbe Mischung aus Gier, Freiheit und Gefahr, die schon auf den alten Dampfern angefangen hatte.

Der Mississippi war kein Anfang und der Wilde Westen kein Ende. Sie waren zwei Strophen desselben Liedes – eines, das immer noch irgendwo in uns nachhallt, wenn wir an weite Flüsse denken, an rollende Räder, an Männer mit harten Augen und weichen Herzen.

Und irgendwo da draußen, zwischen dem glitzernden Wasser und dem endlosen Horizont, fährt vielleicht immer noch ein Dampfer... und ein paar Cowboys reiten ihm hinterher.

Der Mississippi war nie nur Wasser. Er war ein lebendiges Wesen, das die Menschen formte – und das die Menschen gleichzeitig formten, mit Schweiß, Liedern, Tränen und manchmal Blut. Stell dir vor, du stehst frühmorgens am Ufer bei Natchez oder Vicksburg. Der Nebel hängt noch dick über dem Fluss, alles riecht nach feuchter Erde, nach altem Holz und nach dem schweren, süßen Duft von frisch geschnittener Baumwolle. Unten am Kai hört man schon das dumpfe Schlagen der Schaufelräder, bevor man den Dampfer überhaupt sieht. Dann taucht er auf – ein riesiges, weiß gestrichenes Ungetüm mit rauchenden Schornsteinen, die wie stolze Federn in den Himmel ragen.



Auf dem Kai wimmelt es von Leben. Schwarze Männer und Frauen, oft versklavt, schleppen riesige Baumwollballen die Planken hoch – Rücken gebeugt, Lieder auf den Lippen, die gleichzeitig traurig und trotzig klingen. Die Aufseher rufen, die Kapitäne brüllen Befehle, kleine Jungs rennen zwischen den Beinen der Erwachsenen herum und hoffen auf ein paar Cents oder ein Stück Zuckerrohr. Aber nicht alles war nur Last und Schinderei. Abends, wenn die Arbeit ruhte, verwandelte sich der Fluss in etwas anderes. Die Showboats legten an – schwimmende Theater mit blinkenden Lichtern, wo die Menschen aus der Stadt und von den Plantagen zusammenströmten. Man hörte Banjo und Geige, Lachen drang über das Wasser, und manchmal tanzten die Leute bis tief in die Nacht.

Früher, bevor die Dampfer alles übernahmen, waren da noch die flachen Flatboats und Keelboats. Einfache Holzkästen, die mit Stangen und Muskelkraft den Fluss hinuntergestakt wurden. Die Männer darauf – meist junge Kerle aus Kentucky oder Tennessee – lebten wochenlang auf engstem Raum, schliefen unter freiem Himmel, kochten über Feuerchen und erzählten sich Geschichten, bis die Sterne verblassten.



Und dann die Fischer, die Holzfäller, die Händler mit ihren kleinen Booten – sie alle lebten vom und mit dem Fluss. Manche bauten Hütten direkt ans Ufer, andere hausten in schwimmenden Häusern, die Wannigans. Der Fluss gab Fisch, Transport, manchmal Reichtum – und nahm auch Leben, wenn ein plötzlicher Sturm kam oder ein Snag (ein unter Wasser liegender Baumstamm) den Rumpf aufriss.

Am Mississippi lernte man schnell: Das Leben fließt weiter, ob du willst oder nicht. Mal sanft und golden im Abendlicht, mal wild und gefährlich bei Hochwasser. Die Menschen passten sich an – oder gingen unter.

Und genau diese Mischung aus Schönheit, Gefahr, harter Arbeit und flüchtigen Momenten von Freude hat den Fluss zu dem gemacht, was er war: nicht nur eine Wasserstraße, sondern ein Spiegel der amerikanischen Seele. Rau. Unberechenbar. Manchmal grausam. Oft wunderschön.

Wenn du heute am Ufer stehst – sagen wir in Hannibal oder Baton Rouge – und den breiten Strom siehst, dann spürst du es vielleicht noch: Die alten Geschichten sind nicht weg. Sie treiben nur leise mit dem Strom weiter.

Die **Wannigans** (manchmal auch **Wanigans** geschrieben) sind ein richtig faszinierender Teil der alten **Holzflößerei-Zeit** am **Mississippi** und seinen Nebenflüssen in Minnesota und Wisconsin. Das Wort kommt wahrscheinlich aus dem Algonquin (einer indigenen Sprache) und bedeutet so was wie „Vorratslager“ oder „Kochkabine“.

Was genau war ein Wannigan?

Ein **Wannigan** war im Grunde eine **schwimmende Küche + manchmal auch Schlafplatz** – also eine Art **fliegende Kantine** auf einem Floß oder einer flachen **Barge**. Die Holzfäller („**River Pigs**“ oder „**Log Drivers**“) haben im Winter riesige Mengen **Weißkiefernstämme** gefällt und am Flussufer gestapelt. Im Frühjahr, wenn das Schmelzwasser kam und der Fluss richtig viel Wasser führte, wurden die Stämme ins Wasser gerollt und **flussabwärts** zum Sägewerk getrieben. Während dieser **Log Drives** (die oft wochen- oder monatelang dauerten) brauchten die Männer natürlich Essen, Kaffee und einen trockenen Schlafplatz. Deshalb fuhr immer ein oder zwei Wannigans mit – meist direkt hinter der Log-Flut her.

Wie sah so ein Wannigan aus?

- **Größe** → meist **7–9 Meter** lang (25–30 Fuß), manchmal etwas länger
- **Bauweise** → niedrig gebaut, damit er stabil auf dem wilden Wasser blieb (nicht zu hoch, sonst kippt er in den Stromschnellen um)
- **Aufbau** → eine Holzhütte oder ein Zelt auf einem **Flachboot** oder Floß
 - **Haupt-Wannigan** = **Küche** (großer Ofen, Tische, Vorräte, Essensausgabe)
 - **Zweites Wannigan** (oft dabei) = **Schlafkoje** für die Köche, den **Walk Boss** (Chef) oder andere
- **Antrieb** → meist nur **mit dem Strom** – manchmal mit langen **Rudern** (Sweeps) oder später sogar mit **Außenbordmotoren** gesteuert
- **Besonderheit** → Die Köche („**Bull Cooks**“) mussten extrem geschickt sein – ein falscher Zug und die ganze Suppe landete im Mississippi!

Warum waren sie so wichtig?

Die **River Drivers** waren den ganzen Tag im eiskalten Wasser, haben mit **Peaveys** (langen Haken) die Stämme geschoben, sind über die Stämme balanciert und haben **Log Jams** (Stauungen) aufgelöst – das war brutal gefährlich. Ohne die Wannigans hätten sie verhungern oder sich schwer verletzen können, weil es keine Straßen oder Dörfer gab.

Wann und wo genau am Mississippi?

Am **Oberen Mississippi** (vor allem in **Minnesota** und **Wisconsin**) zwischen ca. **1870 und 1920** – also in der großen **Holz-Ära**. Besonders berühmt waren die Drives auf dem **Rum River**, **Snake River**, **Kettle River**, **St. Croix**, **Big Fork** und natürlich dem **Mississippi** selbst von **Grand Rapids** oder **Bemidji** bis runter nach **St. Paul** oder sogar **La Crosse**.

Der Mississippi ist **ca. 3.766 bis 3.770 km** lang (also ungefähr **2.340–2.350 Meilen**), wenn man ihn klassisch vom **Lake Itasca** in Minnesota bis zur Mündung in den Golf von Mexiko misst. Das ist die Zahl, die man fast überall findet – z. B. beim National Park Service, Wikipedia oder Britannica.

Es gibt aber ein kleines „Aber“: Je nachdem, wo man die Quelle genau ansetzt und wie man misst (z. B. mit allen Mäandern oder begradigten Abschnitten), schwankt die Länge ein bisschen zwischen etwa 2.300 und 2.350 Meilen. Die meisten offiziellen Stellen haben sich aber auf **rund 2.340 Meilen / 3.766 km** geeinigt.

Und wenn man ganz streng den **längsten Wasserweg** nimmt (also über den Missouri River bis zur Quelle in Montana), dann kommt man sogar auf **ca. 5.970–5.971 km** – dann wäre das System plötzlich das viertlängste der Welt. Aber normalerweise redet man beim „Mississippi“ vom eigenständigen Fluss ab Lake Itasca.

Noch ein paar richtig interessante Geodaten zum Mississippi (Stand 2025/2026)

- **Ein Einzugsgebiet** von etwa **2,98–3,1 Millionen km²** → das entspricht fast einem Drittel der gesamten USA
- **Durchfließt / grenzt an 10 Bundesstaaten**: Minnesota, Wisconsin, Iowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Mississippi, Louisiana
- **Breite**:
 - Am schmalsten → Kopfquelle: 6–9 Meter
 - Am breitesten (Lake Winnibigoshish, Minnesota): bis **> 11 Meilen** (~17–18 km)
 - Typisch in der Mitte/Unterlauf: 1–2 km (an manchen Stellen noch deutlich mehr)
- **Tiefe**: Bis zu **~60 Meter** (200 ft) bei New Orleans – echt beeindruckend
- **Durchschnittliche Abflussmenge** an der Mündung: ca. **16.800–18.000 m³/s** (je nach Jahreszeit und Niederschlag extrem schwankend)
- **Delta-Fläche**: ca. **12.000–15.000 km²** (eines der größten und gleichzeitig am stärksten schrumpfenden Deltas der Welt)

Falls du mal hinfährst: Am Lake Itasca kannst du den Fluss tatsächlich durchwaten – er ist dort nur knöcheltief.

Heute gibt es noch ein paar **Replikate** zu sehen:

- Im **Minnesota Forest History Center** (in Grand Rapids) liegt ein originalgetreuer Wannigan im Fluss – da kann man reingehen und sich vorstellen, wie es gerochen hat (nach Kaffee, Bohnen und nassem Holz 😊).

- Es gibt auch alte Namen wie **Wannigan Landing** oder **Wannigan Road** entlang des Mississippi – das waren alte Anlegestellen.

Die **Wannigans** waren die **Mutter-Schiffe** der Log Drives – ohne sie hätte die ganze Holzindustrie am Mississippi nicht funktioniert. Eine richtig raue, aber auch romantische Zeit!

Als die Europäer den Mississippi „entdeckten“, lebten schon seit Jahrtausenden ganz unterschiedliche **Indianerstämme** entlang des Flusses – von der Quelle in Minnesota bis runter zum Delta in Louisiana. Der Fluss war damals Lebensader, Handelsroute und Jagdgebiet zugleich.

Man muss das in zwei Hauptphasen aufteilen, weil zwischen der ersten „Entdeckung“ durch **Hernando de Soto** (1541) und den späteren französischen Expeditionen (Marquette/Jolliet 1673, La Salle 1682) rund 140 Jahre lagen und sich viel verändert hatte (Krankheiten, Kriege, Völkerwanderungen).

Bei de Sotos Durchmarsch 1541 (erste dokumentierte Europäer am Mississippi)

De Soto kam von Osten und traf vor allem auf Nachfahren der großen **Mississippian-Kultur** (die schon im Niedergang war). Die wichtigsten Stämme/Territorien, die er und seine Männer antrafen:

Apalachee (Nordflorida)

Chickasaw (Nord-Mississippi / Nord-Alabama – sehr kriegerisch, große Kämpfe)

Choctaw (Zentral-Mississippi)

Natchez (Unterer Mississippi, sehr hierarchische Gesellschaft mit Sonnenkult)

Tunica / Yazoo / Koroa (untere Mississippi-Region, sprachlich verwandt)

Quapaw (Mündungsbereich Arkansas-Seite)

Caddo-verwandte Gruppen (westlich des Flusses in Arkansas/Louisiana)

Viele dieser Begegnungen waren brutal – de Soto nahm Sklaven, plünderte Dörfer und verbreitete gleichzeitig europäische Krankheiten, die die Bevölkerung massiv dezimierten.

130–140 Jahre später (Marquette/Jolliet 1673 und La Salle 1682)

Zu der Zeit, als die Franzosen den Fluss wirklich erkundeten und kartierten, sah die Besiedlung schon deutlich anders aus – viele der alten Mississippi-Dörfer waren verschwunden oder stark geschrumpft.

Oberer Mississippi (Minnesota, Wisconsin, Iowa, Illinois):

Ojibwe/Chippewa (sehr stark im Norden)

Ho-Chunk/Winnebago

Sauk und Fox (Meskwaki)

Illinois (Konföderation mehrerer Gruppen)

Sioux/Dakota (drängten teilweise noch Richtung Osten)

Mittlerer Mississippi (Missouri, Arkansas):

Quapaw („die flussabwärts wohnen“ – sehr freundlich zu La Salle)

Osage (westlich des Flusses, starke Krieger)

Missouri (kleiner Stamm nahe der Mündung des Missouri River)

Unterer Mississippi (Louisiana, Mississippi):

Natchez (noch immer mächtig, berühmt für ihre Mounds und Sonnenkönige)

Tunica (waren sehr aktiv im Handel)

Choctaw und **Chickasaw** (weiter östlich, aber Einfluss bis zum Fluss)

Biloxi, Pascagoula, Houma (kleinere Küsten-/Delta-Stämme)

Am Mississippi selbst haben sich nie die großen, klassischen Ranches entwickelt, wie man sie aus Texas oder dem Wilden Westen kennt – mit endlosen offenen Weiden, riesigen Rinderherden und dem typischen Cowboy-Leben. Der Grund liegt vor allem in der Natur des Landes: Das fruchtbare Schwemmland entlang des Flusses, besonders im unteren Bereich, war viel zu wertvoll für extensive Viehzucht. Stattdessen wurde es intensiv für den Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr, später Soja, Reis oder Mais genutzt.

Die Plantagenwirtschaft mit ihren großen Herrenhäusern, der arbeitsintensiven Feldbewirtschaftung und dem Transport per Schiff bestimmte über Jahrhunderte das Bild. Rinderhaltung spielte hier immer nur eine Nebenrolle – meist für den Eigenbedarf, als Zugtiere oder für den lokalen Markt. Die echte Ranch-Kultur mit ihren riesigen Herden und Viehtrieben entstand weiter westlich, wo das trockenere Land und die weiten Flächen kaum etwas anderes zuließen.

Heute findet man zwar durchaus Viehbetriebe entlang des Mississippi – vor allem kleinere bis mittelgroße Kuh-Kalb-Betriebe in Louisiana und Mississippi –, aber sie haben wenig mit den ikonischen Western-Ranches gemeinsam. Wer auf der Great River Road zwischen Baton Rouge und New Orleans unterwegs ist, erlebt vor allem die stolze Plantagenwelt mit ihren prächtigen alten Herrenhäusern.

Die dunkle Seite

Rund um den **Mississippi**, besonders im unteren Teil (Louisiana und das Delta-Gebiet), war die Sklaverei berüchtigt für ihre Härte. Viele Menschen aus den nördlicheren Bundesstaaten hatten echte Angst davor, „down the river“ verkauft zu werden – also den Mississippi hinunter in die tiefen Sümpfe und Plantagen von Louisiana oder Mississippi. Das war kein leeres Gerede: Es bedeutete oft ein Leben, das kürzer, härter und hoffnungsloser war.

Auf den **Zuckerrohr-Plantagen** (vor allem in Louisiana, entlang der River Road) war die Arbeit besonders mörderisch. Die Erntezeit war ein Non-Stop-Marathon: Tag und Nacht mussten die Leute das Rohr schneiden, in die Mühlen bringen, kochen – alles unter Zeitdruck, weil der Zucker schnell verarbeitet werden musste. Es gab häufig Unfälle: Menschen wurden von Messern verletzt, in die Walzen gezogen, von kochendem Saft verbrüht oder von explodierenden Kesseln getötet. Viele ehemalige Versklavte haben später berichtet, dass es selten war, dass jemand länger als 10–12 Jahre in der Mühle überlebte. Die Sterberate war so hoch, dass die Bevölkerung auf diesen Plantagen nicht mal durch Geburten wachsen konnte – im Gegensatz zu vielen Baumwoll-Plantagen.

Auf den **Baumwoll-Plantagen** (mehr in Mississippi, nördlich von Baton Rouge) war es „nur“ etwas weniger tödlich, aber immer noch extrem fordernd. Die Erträge pro Person wurden immer höher getrieben – von ein paar Ballen pro Tag in den 1820ern auf acht bis zehn in den 1850ern. Das bedeutete längere Tage, härtere Arbeit, mehr Peitschenhiebe, wenn die Quote nicht stimmte. Und überall: die ständige Drohung mit Verkauf, Familien auseinandergerissen, Peitschenstrafen, sexuelle Gewalt gegen Frauen – das gehörte zum System, um Angst und Gehorsam zu halten.

Orte wie **Natchez** waren zentrale Knotenpunkte des inneramerikanischen Sklavenhandels („Second Middle Passage“). Tausende Menschen wurden dort wie Vieh auf Märkten verkauft – oft Familien getrennt, Kinder von Müttern weggerissen. Das Forks of the Road war einer der größten Sklavenmärkte der USA, nur ein paar Meilen von den prächtigen Herrenhäusern entfernt.

Viele der Geschichten, die wir heute kennen, kommen aus **WPA-Interviews** (aus den 1930er Jahren), wo ehemalige Versklavte (damals schon sehr alt) von Peitschen, von Hunger, von der Angst vor dem nächsten Verkauf erzählt haben. Manche haben nur hinter verschlossener Tür die volle Wahrheit gesagt – weil die alten Gewohnheiten der Vorsicht noch da waren.

Heute sieht man auf vielen Plantagen-Touren (z. B. Whitney Plantation oder Evergreen) endlich auch diese Seite: Die Sklavenquartiere, die Geschichten der Menschen, nicht nur die weißen Säulen und Eichenalleen. Es ist wichtig, beides zu zeigen – den Luxus und den Preis, den andere dafür bezahlt haben. Das Ganze war ein System, das auf Ausbeutung und Gewalt aufgebaut war, um Reichtum zu schaffen. Und das hat tiefe Spuren hinterlassen, bis heute.

Musik

Das **Mississippi Delta** ist nicht nur wegen der Plantagen und der harten Realität berühmt – es ist auch der Geburtsort einer Musik, die die Welt verändert hat. Und ja, die **schwarzen Sklaven** und ihre Nachkommen haben da eine absolut zentrale Rolle gespielt.

Alles fing mit den **Field Hollers** (Feldrufen) und **Work Songs** an – diese einsamen, langgezogenen Rufe und rhythmischen Arbeitslieder, die die Versklavten auf den Baumwollfeldern sangen. Manchmal nur ein einzelner Mann, der über die endlosen Reihen hinweg rief, manchmal im **Call-and-Response**-Stil, wo einer anfang und die anderen antworteten. Das war nicht nur zum Takt halten – es war Ausdruck von Schmerz, Sehnsucht, Widerstand, manchmal sogar versteckte Botschaften. Diese Musik hatte afrikanische Wurzeln: komplexe Rhythmen, improvisierte Melodien, das Vibrieren der Stimme – alles Elemente, die die Versklavten aus ihren Heimatländern mitgebracht hatten.

Daraus entstanden dann die **Negro Spirituals** (oder einfach Spirituals), vor allem in den Kirchen nach der Arbeit oder sonntags. Diese Lieder waren religiös, voller Bibelbilder, aber gleichzeitig voller coded messages – Lieder über Freiheit, über den Jordan-Übergang, die eigentlich vom Entkommen aus der Sklaverei handelten. „Swing Low, Sweet Chariot“ oder „Steal Away“ sind klassische Beispiele.

Nach der Sklaverei (ab ca. 1865) und in der Zeit des **Sharecropping** (als viele Schwarze weiterhin auf den gleichen Feldern arbeiteten, nur jetzt als Pächter, die ewig verschuldet blieben) entwickelte sich daraus ab den 1890er/1900er Jahren der **Delta Blues**. Das war die rohe, direkte Form des Blues: meist ein Mann mit Gitarre (oft mit **Slide** – einem Flaschenhals oder Messer als Slide), der allein in Juke Joints, auf Plantagen oder an Kreuzungen spielte. Die Texte handelten jetzt offen von Alltagsorgen: Armut, Liebe, Verrat, dem harten Leben, manchmal auch vom Teufel (wie bei den Robert-Johnson-Legenden).



[Robert Johnson: rare new photograph of delta blues king authenticated after eight years | Blues | The Guardian](#)



[From Robert Johnson to Cedric Burnside: One Hundred Years of Mississippi Blues | Denise Sullivan](#)

Das Delta selbst – Baumwollfelder bei Sonnenuntergang, mit dem Blues im Hinterkopf – sieht heute noch fast so aus wie damals:

Aus diesem rohen Delta Blues ist dann so vieles gewachsen: Der Chicago Blues (elektrifiziert, mit Bands – Muddy Waters, Howlin' Wolf kamen aus dem Delta), später Rock 'n' Roll (Elvis, die Stones, Led Zeppelin – alle haben sich massiv bedient), Jazz, R&B, sogar Hip-Hop und Rap haben Wurzeln darin. Der Blues ist also nicht nur Musik – er ist eine Art, mit dem Leben umzugehen, Gefühle rauszulassen, die sonst niemand hören wollte. Und das hat angefangen bei den Menschen, die auf den Feldern standen und sangen, um nicht zu zerbrechen.

Quellen:

Mississippi River – Geographie & Fakten

- Encyclopædia Britannica: Mississippi River (Länge, Einzugsgebiet, Geschichte)
- U.S. National Park Service: River Facts (NPS)

Indigene Völker

- Britannica: Mississippi River – History & Economy
- Encyclopedia of Arkansas: Marquette-Joliet-Expedition

Wannigans & Log Drives

- Minnesota Historical Society: Forest History Center (Wannigans)
- Mesabi Tribune & historische Berichte (Log Drives 1870–1920)

Plantagen & Sklaverei

- NPS Lower Mississippi Delta: Agriculture & Slavery
- Mississippi Encyclopedia: Cotton & Plantation Economy
- Lumen Learning: The Cotton Revolution

Delta Blues

- Britannica: Mississippi Delta blues
- Wikipedia: Delta blues (mit Primärquellen)
- NPR: Charley Patton & Robert Johnson



"Dieses Foto" von Unbekannter Autor ist lizenziert gemäß [CC BY](#)

DER BLACKSMITH (SCHMIED) DAS SCHLAGENDE HERZ EINER WESTERN STADT

Wenn du damals, irgendwo zwischen 1865 und 1890, in eine dieser kleinen Frontier-Städte geritten bist, dann hast du es meist schon von Weitem gespürt, bevor die ersten Holzhäuser aus dem Staub auftauchten: dieses tiefe, gleichmäßige *Tock ... Tock ... Tock*. Der Klang eines schweren Hammers auf glühendem Eisen. Für die Menschen dort war das kein Geräusch. Das war der Puls der Stadt. Der Schmied war keine Nebenfigur. Er stand im Zentrum des Lebens, auch wenn seine Werkstatt meist ein Stück abseits der Main Street lag – weit genug, dass die Funken niemanden in Brand setzten, nah genug, dass jeder ihn brauchte. Ohne ihn lief nichts weiter. Keine Stagecoach, die rollte. Kein Pferd, das länger als ein paar Wochen ohne lahmen Huf durchhielt. Kein Pflug, der den harten Prärieboden aufbrechen konnte. Kein Revolver, der nach einem harten Ritt wieder zuverlässig funktionierte. In einer Welt, in der alles, was du zum Überleben brauchtest, entweder vor Ort entstand oder gar nicht existierte, war der Schmied derjenige, der Möglichkeiten schuf. Er reparierte nicht nur – er erfand manchmal das, was es noch nicht gab. Einen neuen Beschlag für ein widerspenstiges Maultier. Eine verstärkte Achse, die den schwer beladenen Wagen über den nächsten Pass bringen musste. Eine Zellentür, die auch den wildesten Kerl im Ort hielt.

Kurz nach Sonnenaufgang begann sein Tag.

Die Luft war noch kühl, der Schmied – nennen wir ihn einfach John – schob schon die ersten Kohlen in die Esse. Das Feuer brauchte Zeit, um richtig zu atmen. Er zog ein paarmal am alten lederen Blasebalg, der quietschte wie ein müder Hund. Funken tanzten auf, der Geruch nach heißem Kohlenstaub legte sich über alles. Das war sein Morgenkaffee, nur viel lauter.

Sobald das Feuer hellkirschrot glühte, stand meist schon jemand in der Tür: ein Cowboy mit einem lahmen Pferd, der die ganze Nacht durchgeritten war, oder der Junge vom Mietstall mit drei zerbeulten Hufeisen in der Hand. John begrüßte sie mit einem Nicken

– mehr Worte brauchte es oft nicht. Er kannte die Pferde besser als ihre Reiter.

Das Beschlagen war eine eigene, fast heilige Arbeit. Erst wurde der alte Huf abgeschabt, dann der neue Schuh heiß gemacht, bis er fast weiß glühte. Wenn er auf den Huf kam, zischt und rauchte es gewaltig – dieser Geruch von verbranntem Horn, für viele der eigentliche Duft des Wilden Westens. John drückte den heißen Stahl an, markierte die Löcher mit einem Nagel, zog ihn wieder weg, kühlte ihn ab, bohrte die Nägel durch – und hämmert sie dann mit präzisen, kurzen Schlägen fest. Ein falscher Winkel, und das Pferd lahmt morgen wieder. Ein guter Schmied hörte es am Klang, wenn der Nagel richtig saß.

Zwischendurch die kleinen, schnellen Jobs: ein Türschloss, das nicht mehr schloss, eine gebrochene Wagennabe, die der Frachtfahrer gestern Abend noch gebracht hatte, weil die Postkutsche sonst nicht weiterkam. Das Eisen wanderte ins Feuer, wartete auf die richtige Farbe – dieses helle Strohgelb, bei dem es wie Knetmasse wurde. Dann raus auf den Amboss. Die ersten Schläge hart und schnell, um die Form grob zu ziehen, danach ruhiger, fast zärtlich. Jeder Hammerschlag hallte durch die ganze Werkstatt, ein Rhythmus, der die Zeit vorgab.

Die Hitze war gnadenlos. Selbst im Januar stand John meist mit nacktem Oberkörper da, die Lederschürze voller Brandlöcher. Schweiß lief in Bächen über Brust und Rücken, mischte sich mit Ruß zu einer schwarzen Suppe. Die Hände – riesig, voller alter Narben – griffen ins Feuer, als wäre es warmes Wasser. Manchmal verbrannte er sich trotzdem, fluchte leise auf Deutsch oder Irisch (je nachdem, woher er kam), und arbeitete einfach weiter.

Gegen Mittag wurde es voller. Die Schmiede war der einzige Ort in der Stadt, wo die Männer einfach stehen und reden konnten, ohne dass jemand fragte, was sie wollten. Der Marshal lehnte am Türpfosten, der Barkeeper brachte ein Bier vorbei, der alte Chinese vom Wäscherei-Laden fragte nach einem neuen Kesselboden. John hörte zu, nickte, hämmert weiter. Oft wusste er die Neuigkeiten Stunden früher als alle anderen.



[Evolution of Forge Fans](#) | [Blacksmith Workshop Tools](#)

Am Nachmittag kamen die schweren Sachen: eine neue Pflugschar für den Farmer zwei Meilen außerhalb, oder ein Achsenring, der so groß war, dass er fast den ganzen Amboss bedeckte. Dann holte er manchmal den Lehrjungen oder den Gehilfen dazu – zwei Männer, vier Hände, ein einziger Wille. Der eine hielt die Zange, der andere schlug. Der Rhythmus musste perfekt sein, wie bei einem Tanz, nur dass man sich die Finger brechen konnte, wenn man den Takt verlor.

Abends, wenn die Sonne unterging und das Feuer langsam herunterbrannte, war John erledigt. Die Arme schwer wie Blei, der Rücken ein einziger Knoten. Er wusch sich am Trog hinter der Werkstatt, das Wasser schon kalt. Manchmal setzte er sich noch eine Weile vor die abkühlenden Kohlen, nur das leise Knacken in der Stille. Dann ging er nach Hause – oder in den Saloon, wenn er Gesellschaft brauchte. Es war kein romantisches Leben. Es war dreckig, laut, heiß, gefährlich und endlos. Aber es hatte eine Tiefe, die wenige andere Berufe hatten: Jede Arbeit, die du gemacht hast, blieb. Der Hufeisen saß noch, wenn der Reiter hundert Meilen weiter war. Der Pflug brach den Boden noch, wenn der Farmer längst vergessen hatte, wer ihn repariert hatte.

Irgendwann, in den 1890er Jahren, wurde es leiser am Amboss. Die Eisenbahn brachte Kataloge mit fertigen Hufeisen aus Fabriken im Osten. Autos kamen, Traktoren, elektrische Schweißgeräte. Viele Schmieden wurden zu Reparaturwerkstätten für Maschinen, die keiner mehr mit Hammer und Amboss verstand.

Aber etwas von dieser alten Arbeit ist geblieben – nicht in Stahl, sondern in uns. In der Vorstellung von einem Mann, der im Halbdunkel steht, das Gesicht vom



[\(4\) We Heart Horses | Year 1888, Village of Balcraig, Scotland | Facebook](#)

Widerschein des Feuers gezeichnet, der mit ruhigen, starken Händen das rohe, widerspenstige Material in etwas verwandelt, das wieder einen Zweck hat. Etwas, das trägt. Etwas, das hält. Etwas, das weiterzieht.

Und wenn du heute in einer der alten Geisterstädte vor einer rekonstruierten Schmiede stehst und für einen Moment die Augen schließt – dann hörst du es manchmal wieder. Dieses *Tock ... Tock ... Tock*. Und für diesen einen Augenblick fühlt sich die Welt wieder etwas echter an. Etwas ehrlicher. Etwas, das man mit den Händen greifen konnte.

Der Schmied – woher kam eigentlich das ganze Zeug?

Wenn man sich den Alltag eines Schmieds in einer typischen Western-Stadt vorstellt – so um 1865 bis 1890 herum –, dann fragt man sich irgendwann ganz natürlich: Woher hatte der Kerl eigentlich sein Eisen, seinen Stahl, die Kohle für die Esse und die ganzen Werkzeuge? Musste der jeden Monat mit dem Wagen losziehen, um Rohstoffe zu holen, oder kam das alles irgendwie zu ihm?

Die kurze Antwort: Meistens kamen die Sachen zu ihm – aber nicht immer ganz so bequem, wie man sich das heute vorstellt. Es hing stark davon ab, wie groß und wie alt die Stadt schon war, wie nah die Eisenbahn war und wie weit man vom Osten entfernt lag.

Kohle für die Esse

Früher, in den ersten Siedlerjahren, brannten viele Schmieden noch mit Holzkohle (charcoal), die man einfach aus den umliegenden Wäldern machte – entweder selbst oder von Köhlern gekauft. Das war auf dem Land und in den frühen Boomtowns total üblich, weil Holz überall herumlag. Ab den 1860er/70er Jahren wechselten immer mehr auf Steinkohle (coal), besonders bituminöse Kohle oder später Koks. Die kam per Frachtwagen, Ochsenkarren oder – wenn die Stadt Glück hatte – schon per Eisenbahn aus den großen Kohle-Revieren im Osten (Pennsylvania, Ohio) oder später aus Colorado und Wyoming. In einer gut angebundenen Stadt wie Denver oder Cheyenne stand der Schmied oft nur da und bestellte per Katalog oder beim örtlichen Händler. In den richtig abgelegenen Camps? Da hat der Schmied manchmal selbst kleine Mengen Kohle aus der nächsten Mine geholt oder mit Holzkohle weitergearbeitet.

Eisen und Stahl – das Herzstück

Hier wird's interessant: In den frühen Jahren (vor 1870) arbeiteten die meisten Frontier-Schmiede hauptsächlich mit Schmiedeeisen (wrought iron). Das war weich, zäh und verzieh ihnen Fehler. Das Eisen kam meist als fertige Stangen, Bänder oder Platten (bar iron) – entweder aus den großen Eisenwerken im Osten (Pennsylvania, Ohio) oder aus den näheren Werken in Missouri oder Illinois.

Es wurde per Wagenzug (freight wagons), später per Bahn transportiert und landete im General Store oder beim Hardware-Händler der Stadt. Der Schmied ging einfach hin, kaufte, was er brauchte, und zahlte bar oder auf Kredit (was üblich war).

Stahl wurde erst ab den 1870er/80er Jahren richtig günstig und verfügbar – dank dem Bessemer-Verfahren und der Massenproduktion in Pittsburgh & Co. Vorher war guter Stahl teuer (oft 3–4-mal so viel wie Schmiedeeisen) und kam nur in kleineren Mengen – für Messerklingen, Werkzeugspitzen oder Revolverteile. Viele Schmiede recycelten auch: Alte Hufeisen, kaputte Wagenfedern, Nägel, alles was aus Eisen war, wurde eingeschmolzen oder umgeschmiedet. In Boomtowns während eines Gold- oder Silberrausches gab's genug Schrott, da musste man selten richtig „roh“ einkaufen.

Seine eigenen Werkzeuge

Die meisten guten Schmiede hatten ihre Ambosse, Hämmer, Zangen nicht selbst geschmiedet – die kamen fertig aus dem Osten, oft aus England oder Pennsylvania, wo es schon im 18. Jahrhundert richtige Werkzeugfabriken gab. Ein schwerer Amboss (100–200 Pfund) war ein Vermögenswert – viele Schmiede nahmen den mit, wenn sie weiterzogen. Kleinere Werkzeuge (Zangen, Feilen, Meißel) hat ein Schmied schon mal selbst gemacht oder angepasst, wenn was kaputtging – das war ja sein Job. Aber den Grundstock? Gekauft, meist über den General Store oder per Katalog (Sears & Roebuck ab den 1890ern wurde legendär dafür).

Kurz gesagt: In einer halbwegs etablierten Stadt (ab ca. 1870) war der Schmied nicht mehr der einsame Jäger – er war Kunde. Die Versorgung kam über Handelswege, Frachtzüge, Ochsenkarren und später die Eisenbahn. In den ganz frühen, wilden Jahren (1850er, 60er, in den Bergen oder auf den Plains) war es härter: Da hat man improvisiert, recycelt, selbst Holzkohle gebrannt und manchmal tagelang unterwegs gewesen, um Eisen zu holen.

Aber genau das machte den Job so besonders: Der Schmied war nicht nur der, der aus Metall was Neues machte – er war auch der, der mit dem Wenigen, das da war, auskam. Und wenn mal gar nichts kam? Dann hat er halt aus Altem Neues geschmiedet. Das war der Wilde Westen – praktisch bis zum letzten Hammerschlag.

Ein Schmied im Wilden Westen – also so zwischen den 1860er und 1880er Jahren – gehörte nicht zu den ganz Armen, aber auch nicht zu den wirklich Reichen der Stadt. Er war eher so etwas wie der solide Mittelstand mit gutem Einkommen – unentbehrlich und meistens ganz ordentlich bezahlt.

Die genauen Zahlen schwanken je nach Ort, Jahr, ob Boomtown oder ruhige Siedlung und ob der Schmied gut war oder nur so mittelmäßig. Aber grob kann man sagen:

Tageslohn lag bei einem guten, etablierten Schmied in den Frontier-Towns meist zwischen \$2,50 und \$5 pro Tag (manchmal sogar mehr in Goldrausch-Gegenden wie Colorado oder Nevada).

Bei 6 Tagen die Woche und ca. 4 Wochen im Monat kommst du so auf \$60 bis \$120 im Monat – realistisch eher im unteren bis mittleren Bereich, also \$70–100 pro Monat für einen soliden Handwerker.

Zum Vergleich, was die anderen so verdienten (alles ungefähre Durchschnittswerte aus den 1870er/80er Jahren):

Ein normaler Cowboy oder Farmarbeiter: \$25–40 im Monat (plus Kost & Logis)

Ein einfacher Minenarbeiter: \$50–80 im Monat (oft gefährlich und unregelmäßig)

Ein guter Zimmermann oder Maurer: \$2,50–4 pro Tag → \$60–100 im Monat

Ein Marshal/Sheriff: Oft nur \$40–75 fix, plus Gebühren und Bounties (konnte viel mehr werden oder fast nichts)

Ein Saloon-Besitzer oder erfolgreicher Händler: Sehr unterschiedlich, aber die konnten richtig gut verdienen (hunderte Dollar im Monat)

Der Schmied hatte also deutlich mehr als die meisten einfachen Arbeiter und Cowboys, und in einer kleinen Stadt war er oft unter den besser verdienenden Handwerkern. Er wurde nicht umsonst respektiert – jeder brauchte ihn, und er konnte sich das leisten, was andere sich nicht leisten konnten: ein eigenes Haus, vielleicht ein paar Kühe oder Pferde, solide Kleidung für die Familie, und ab und zu mal was „Feines“ aus dem Katalog.

Wohlhabend im Sinne von „reich wie der Saloon-Besitzer oder der Minenbesitzer“? Nein, eher nicht.

Die wirklich Reichen in einer Western-Stadt waren meist die, die Land hatten, Viehherden, Minenanteile oder den ganzen Handel kontrollierten. Aber der Schmied? Der war angesehen und abgesichert. Er hatte selten Schulden beim Store (im Gegenteil – oft hatten die anderen bei ihm Schulden), und in Boomzeiten konnte er richtig gut verdienen, besonders wenn er auch noch als Gunsmith oder Wagon-Reparateur arbeitete.

Wenn du also damals in so einer Stadt gelebt hättest, wäre der Schmied einer von denen gewesen, bei denen man dachte: „Der hat's gut. Der kommt klar, und seine Familie hungert nicht.“ Nicht der König der Stadt, aber jemand, der mit Stolz durch die Main Street gehen konnte – und das war im Wilden Westen schon eine ganze Menge wert.

Pferde „parken“ (also boarden oder unterstellen)? Ja, das kam durchaus vor, aber meist nicht direkt beim reinen Schmied. Der klassische **Blacksmith** war vor allem Handwerker: Hufe beschlagen, Werkzeuge reparieren, Eisen formen. Viele von ihnen – besonders in kleineren oder frontier-typischen Orten – hatten aber oft eine enge Verbindung zur **Livery Stable** (Pferdevermiet- und -einstellstall).

In vielen Western-Städten lagen **Blacksmith Shop** und **Livery Stable** direkt nebeneinander oder sogar im selben Gebäude-Komplex. Manchmal betrieb derselbe Mann beides, oder die beiden Geschäfte gehörten zusammen (z. B. der Schmied als Partner oder Angestellter). Warum? Weil Pferde, die beschlagen wurden, oft stundenlang dastanden, und wer sein Pferd schon mal zum Schmied brachte, der wollte es gleich füttern, tränken und in einem Stall abstellen lassen – vor allem Reisende, die in der Stadt blieben.

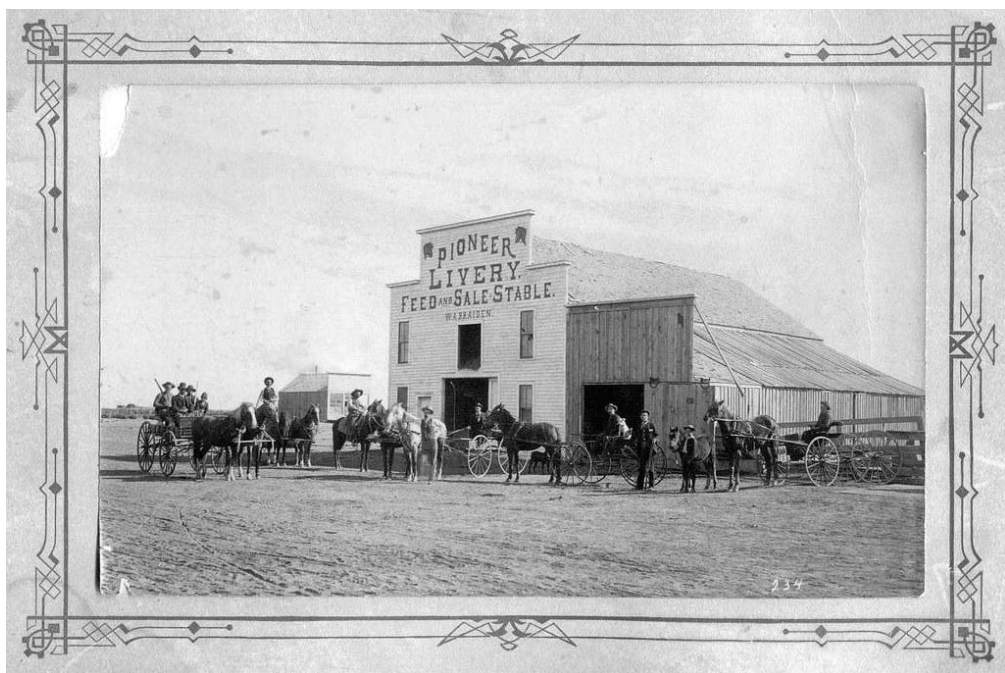
In historischen Berichten und Rekonstruktionen siehst du das oft: Der Kunde reitet vor, der Schmied beschlägt, und nebenan ist der Stall, wo das Pferd „geparkt“ wird, während der Reiter im Saloon sitzt oder einkauft. Es war praktisch und üblich.

Pferde verleihen oder verkaufen? Das war eher **typisch für die reine Livery Stable**, nicht so sehr für den Schmied allein. Die Livery Stable war quasi die „Autovermietung + Parkhaus + Tankstelle“ der damaligen Zeit: Du konntest dein eigenes Pferd boarden (über Nacht oder länger, mit Futter, Stall, oft 50 Cent bis 1 Dollar pro Tag oder 5–10 Dollar pro Woche, je nach Zeit und Ort).

Du konntest ein Pferd, einen Wagen oder ein Gespann **mieten** (für einen Tag, eine Woche).

Und ja, manche Livery -Betreiber verkauften auch Pferde – entweder eigene oder im Auftrag (wie ein Gebrauchtwagenhändler).

Ein reiner Schmied hat das seltener gemacht, weil sein Fokus auf dem Handwerk lag. Aber in der Praxis überschnitten sich die Berufe oft: Viele Schmiede/Farriers hatten ein paar eigene Pferde stehen, die sie verliehen, oder sie arbeiteten eng mit dem Livery -Mann zusammen. In Boomtowns oder an Postkutschen-Routen war das fast Standard – der Schmied brauchte Kundschaft, und die Livery brauchte jemanden, der die Hufe in Schuss hielt.



"Dieses Foto" von Unbekannter Autor ist lizenziert gemäß [CC BY-SA-NC](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)

Die Ausbildung zum Schmied war im Grunde noch ganz altmodisch, fast wie im Mittelalter. Es gab keine Schulen, keine Lehrgänge, keine Prüfungen vom Staat. Stattdessen lief es fast immer über die klassische Meister-Lehrlings-Beziehung.

Ein Junge – meist zwischen 12 und 16 Jahren alt – kam zu einem erfahrenen Schmied (dem „Master Blacksmith“) und sagte: „Ich will das lernen.“ Oft war das der Vater, ein Onkel oder einfach der Schmied im nächsten Ort, der jemanden brauchte. Manchmal gab's sogar einen richtigen Vertrag, in dem alles festgehalten wurde: Wie lange der Junge bleibt, was er bekommt und was er tun muss. Der Lehrling wohnte meist direkt beim Meister – im Haus oder über der Werkstatt –, bekam Essen, ein Bett und Kleidung. Im Gegenzug arbeitete er kostenlos oder für ganz wenig Taschengeld mit. In den frühen Jahren (vor ca. 1850/60) war es üblich, dass der Lehrling gar nichts oder nur Kost und Logis bekam. Später, ab den 1860er/70er Jahren, zahlten viele Meister schon einen kleinen Lohn – ein paar Cent am Tag oder ein Taschengeld am Ende des Monats.

Wie lange das dauerte? Das war nicht fest geregelt, aber meist 4 bis 7 Jahre, manchmal bis zum 21. Lebensjahr (dann war man „frei“ und galt als Erwachsener). In manchen Verträgen stand sogar genau: „vier Jahre und zwei Monate“ oder so. Am Ende bekam der frischgebackene Geselle oft noch zwei neue Anzüge als Abschiedsgeschenk – eine Tradition aus der alten Zeit.

Was hat der Junge in der Zeit gemacht?

Am Anfang die Drecksarbeit: Esse anfeuern, Kohle schleppen, Blasebalg ziehen, den Amboss sauber halten, Pferde halten beim Beschlagen, Werkzeuge reinigen. Dann langsam mehr: Erste einfache Nägel schmieden, Hufeisen formen, kleine Reparaturen machen. Der Meister zeigte ihm, wie das Eisen „spricht“ – wann es die richtige Hitze hat (kirschrot bis strohgelb), wie man den Hammer richtig schwingt, ohne sich die Finger zu zertrümmern.

Später dann die schwierigeren Sachen: Wagenachsen richten, Werkzeuge schärfen, Schlösser bauen, vielleicht sogar Teile für Revolver reparieren. Es war Learning by Doing pur – und brutal hart. Der Lehrling stand jeden Tag 10–12 Stunden in der Hitze, voller Ruß und Schweiß, und wenn er was vermasselte, gab's meistens nur einen harten Blick oder einen Tritt in den Hintern. Aber wer durchhielt, der konnte am Ende wirklich alles schmieden.

Auf der Frontier war das System etwas lockerer als im Osten. Es gab keine strengen Gilden, keine Prüfungen. Wer gut war, der konnte sich schon mit 18–20 selbstständig machen und eine eigene Schmiede aufmachen – besonders in Boomtowns, wo jeder Handwerker gebraucht wurde.

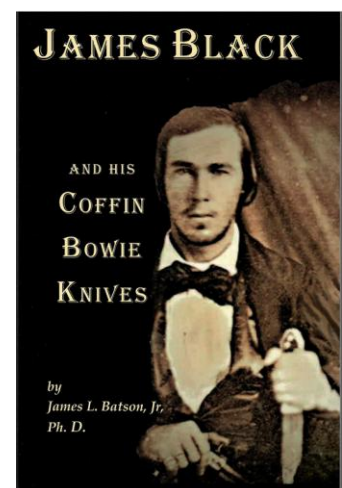
Viele Schmiede kamen übrigens aus Einwandererfamilien – Deutsche, Iren, Engländer –, die das Handwerk schon von zu Hause mitbrachten. Und so wurde es einfach weitergegeben, von Meister zu Lehrling, von Generation zu Generation.

Es war ein Weg, der Geduld, Kraft und vor allem Demut brauchte. Aber wer ihn ging, der hatte fürs Leben ausgesorgt – in einer Zeit, in der ein guter Schmied Gold wert war.

Es gibt ein paar bekannte Namen unter den Schmieden und verwandten Handwerkern aus der Zeit des Wilden Westens – aber ehrlich gesagt, die meisten sind heute nicht mehr so berühmt wie Wyatt Earp oder Billy the Kid. Der typische Schmied war ein stiller Held des Alltags, der einfach da war und die Stadt am Laufen hielt. Er landete selten in den Schlagzeilen, weil er mehr mit glühendem Eisen als mit Revolverduellen beschäftigt war.

Trotzdem stechen ein paar Figuren heraus, die entweder historisch dokumentiert sind oder durch ihre Arbeit legendär wurden:

James Black (1795–1872) – Der ist wahrscheinlich der bekannteste. Ein Schmied und Messerschmied aus Arkansas/Washington County, der in den 1830er Jahren das originale Bowie-Messer für Jim Bowie geschmiedet haben soll (oder zumindest eine der berühmtesten Versionen). Das Messer wurde zur Ikone des Frontiers – lang, dick, einseitig geschliffen, perfekt zum Kämpfen und Überleben. James Black gilt als einer der besten amerikanischen Messerschmiede seiner Zeit, und sein Bowie-Messer hat die Vorstellung vom „Wilden Westen“ mitgeprägt.



Die Hawken-Brüder (Jacob und Samuel Hawken) – Sie waren Gunsmiths (also eine Spezialisierung des Schmieds), die in den 1820er bis 1850er Jahren in St. Louis ihre berühmten Hawken-Rifles bauten. Diese schweren, präzisen Gewehre waren der Traum jedes Mountain Man und Trapper – gedacht für die Rocky Mountains, langlebig und treffsicher.

Viele Frontiersmen schworen auf eine Hawken, und die Brüder gelten als Legenden unter den Waffenschmieden des frühen Westens.

Alexander Willard – Ein Teilnehmer der Lewis-und-Clark-Expedition (1804–1806), der als Schmied mit dabei war. Er hat nicht nur Werkzeuge und Waffen repariert, sondern später auch für Indianerstämme gearbeitet.

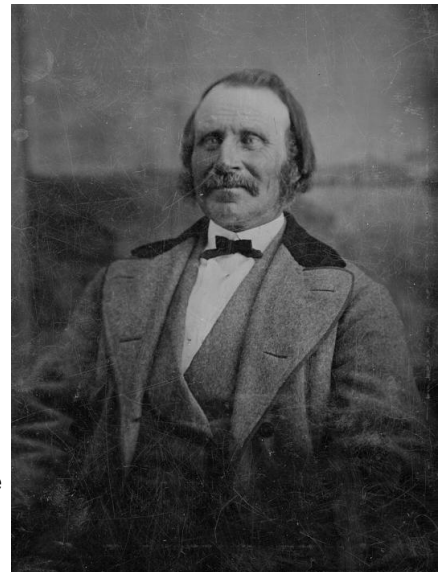
Nicht super-berühmt, aber ein echter Pionier-Schmied aus der allerersten Frontier-Zeit.

Peter Madsen Peel – Der erste Schmied in Mount Pleasant, Utah (gegründet 1859). Er ist eher lokal berühmt – als Gründerfigur einer mormonischen Siedlung, wo er mit seiner Schmiede die ganze Community unterstützt hat.

In den großen Boomtowns wie Tombstone, Deadwood oder Dodge City gab es natürlich Schmieden – und manche waren wahrscheinlich richtig gut und hatten viel Zulauf. Aber ihre Namen sind meist verloren gegangen. Es waren die Gunsmiths (wie die, die Colts oder Winchesters reparierten oder modifizierten), die etwas mehr Ruhm abbekamen, weil sie direkt mit den Revolverhelden zu tun hatten.

Insgesamt: Der „berühmte Schmied“ war eher eine romantisierte

Figur – denk an das Gedicht „The Village Blacksmith“ von Henry Wadsworth Longfellow (1840), das den starken, ehrlichen Handwerker verklärte. Im echten Westen war der Schmied einfach unverzichtbar, aber selten der Star der Show.



en.wikipedia.org/wiki/Peter_Madsen_Peel#/media/File:Peter_Madsen_Peel.jpg



Indian Summer Edition

Das Herz der Sioux

Das Lied der Wolkenschilde

Band 12
ab
Frühling 2026
als Trilogie!

Band 1: Ruf der Ahnen
Band 2: Krieger einer neuen Zeit
Band 3: Land der stürzenden Adler

E-Mail: indian-summer-edition@outlook.de
Festnetz: 0395 / 777 52 444
Mobil: 0152 377 440 26

Bushcraft Cowboy

Old School Bushcraft - Western Lifestyle – Events
Tex: 0171-2715133

Die wilden Mustangs – Geister der endlosen Weite

Stell dir vor: Die Sonne brennt über der staubigen High Desert von Nevada, der Horizont flimmert vor Hitze – und plötzlich bricht eine Staubwolke los. Hunderte Hufe donnern über den harten Boden, Mähnen flattern wie schwarze Fahnen im Wind. Eine Herde wilder Mustangs galoppiert vorbei, frei, ungezähmt, als hätten sie nie einen Zaum gespürt. In diesem Moment spürst du es: Das ist der Atem des Wilden Westens, ein Echo aus fünfhundert Jahren Geschichte, das bis heute durch die Canyons hallt.

Doch diese Pferde sind keine Ureinwohner Nordamerikas. Vor Millionen Jahren starben die echten Ur-Pferde hier aus. Erst die Europäer brachten sie zurück – und zwar mit Feuer und Stahl. 1493 landete Christoph Kolumbus auf seiner zweiten Reise in der Karibik und entlud etwa 20 bis 30 Pferde von Bord. Diese Tiere stammten aus den stolzen Linien der Iberischen Halbinsel: kompakte Andalusier mit ihrer edlen Haltung, ausdauernde Barbs aus Nordafrika, leichte Jennets und vielleicht sogar Spuren der robusten portugiesischen Sorraia. Es waren Kriegspferde, gezüchtet für die Reconquista, hart im Nehmen und schnell wie der Wind. Nur ein Vierteljahrhundert später setzten die Konquistadoren Fuß auf das amerikanische Festland. Hernán Cortés landete 1519 in Mexiko mit 16 Reitern und noch mehr Pferden – Tiere, die für die Azteken wie Dämonen aus einer anderen Welt wirkten. Die Spanier brauchten diese Pferde dringend: für Blitzangriffe, Erkundungsritte durch Dschungel und Wüsten, für die endlosen Viehtrecks. Viele entkamen – gestohlen von indigenen Kriegern, freigelassen in der Panik einer Schlacht oder einfach davongelaufen, als die Missionen im heutigen Arizona, New Mexico und Texas expandierten. Bis Ende des 16. Jahrhunderts hatten sich diese entflohenen Pferde schon Hunderte Kilometer nach Norden ausgebreitet. Aus „mesteño“ – dem spanischen Wort für herrenloses Vieh – wurde im amerikanischen Mund „Mustang“.

Diese ersten Mustangs waren echte Überlebenskünstler: klein bis mittelgroß (meist 14–15 Hände), breite Brust, starke Beine, Hufe hart wie Stein. Genetisch eine Mischung aus Andalusier, Barb und Jennet – genau die Rassen, die später die Grundlage für so viele amerikanische Pferde legten. Im 17. und 18. Jahrhundert veränderten die indigenen Völker der Great Plains alles. Comanche, Apache, Shoshone, Navajo – sie wurden zu Meistern des Pferdes. Was für die Spanier ein Werkzeug des Krieges war, wurde für die Plains-Stämme die Seele ihrer neuen Kultur: Jagd auf Bisons aus dem Sattel, blitzschnelle Überfälle, Mobilität über Tausende Meilen. Die Comanche galten als die besten leichten Kavalleristen des Kontinents – sie konnten im Galopp vom Pferd springen, unter dem Bauch durchhängen und dabei schießen. Ihre Reitweise war leicht, intuitiv, fast tänzerisch: Gewichtshilfen statt harter Zäumung, oft nur eine Decke statt Sattel.

Später mischten sich weitere Einflüsse ein. Entlaufene Pferde von Siedlern, Minern und Cowboys brachten Thoroughbred-Blut für mehr Größe, Quarter-Horse-Geschwindigkeit oder sogar Draft-Pferd-Stärke. Doch in manchen abgelegenen Tälern – wie bei den Pryor Mountains oder den Cerbat Mustangs – halten sich bis heute Herden, die fast unverfälscht spanisch wirken: schlanke Barbs mit konkavem Profil, feurige Augen, ein Feuer, das direkt aus dem 16. Jahrhundert zu kommen scheint.

Die Mustangs prägten den Westen wie kaum ein anderes Tier. Vaqueros aus Mexiko brachten das Roping und Cutting mit, die lockere Zügelhaltung, die bis heute im Westernreiten lebt. Cowboys übernahmen diese Techniken – und schufen den Mythos des einsamen Reiters, der mit seinem Mustang durch die Prärie zieht. Doch Freiheit hat ihren Preis. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden Tausende Mustangs für die Armee, für Ranches oder einfach als billiges Fleisch gejagt. Erst „Wild Horse Annie“ – Velma Johnston – änderte das in den 1950er Jahren. Ihre Kampagne gegen die brutalen Flugzeugjagden führte 1971 zum **Wild Free-Roaming Horses and Burros Act**: Die Mustangs wurden zu „lebenden Symbolen des historischen und pionierhaften Geistes des Westens“ erklärt – geschützt auf öffentlichem Land.

Heute, Stand März 2025, schätzt das Bureau of Land Management etwa **73.130 wilde Pferde und Burros** in den Herd Management Areas – vor allem in Nevada, Wyoming, Utah, Kalifornien, Oregon und Arizona. Das sind immer noch fast dreimal so viele, wie die kargen Weiden langfristig verkraften (das „Appropriate Management Level“ liegt bei rund 25.500 Tieren). Dürren, Konkurrenz zu Rindern, Zäune und Highways machen das Leben hart. Das BLM fängt regelmäßig „überschüssige“ Tiere ein – viele landen in Adoptionen. Wer einmal einen Mustang zugeritten hat, weiß: Sie sind lernwillig, zäh, unglaublich vielseitig – ob im Western-Sattel, auf Trail-Ritten oder sogar im Endurance.

Legenden wie die Pryor Mountain Mustangs (fast pur spanisch im Typ), die bunten Herden in Sand Wash Basin oder die ikonischen Virginia-Range-Pferde (bekannt aus den Cloud-Dokus) erinnern uns daran: Diese Tiere sind mehr als nur Pferde. Sie sind Zeitzeugen. Vom ersten spanischen Hengst, der 1493 den karibischen Strand betrat, über die galoppierenden Comanche-Krieger bis zur Staubwolke in der heutigen Wüste – die Mustangs tragen die ganze wilde, widersprüchliche Geschichte Amerikas in ihren Genen.

Die ersten spanischen Pferde kamen nicht als wilde Mustangs an – sie kamen als hochgeschätzte, teure Werkzeuge der Eroberung. Als Cortés 1519 in Mexiko landete, waren jedes einzelne dieser Tiere Gold wert: trainiert für Krieg, wendig, ausdauernd. Die Spanier hüteten sie wie ihre Augäpfel – kein Soldat wollte riskieren, sein Pferd zu verlieren, denn ohne Pferd war man in diesem fremden Land verloren. Und trotzdem entkamen sie. Nicht in einer großen, geplanten Freilassung, sondern in kleinen, oft dramatischen Momenten:

Flucht in der Hitze des Gefechts – Bei Schlachten gegen Azteken oder andere Völker rannten Pferde panisch davon, wenn ihre Reiter fielen oder flohen. Manche wurden von indigenen Kriegern erbeutet, die sie sofort nutzten – andere irrten einfach ziellos in die Wildnis.

Schiffbrüche und Strandungen – Auf den Karibik-Inseln und später an der Ostküste (wie bei den Banker Horses auf den Outer Banks) überlebten Pferde Schiffswracks, schwammen ans Ufer und fanden sich plötzlich ohne Menschen wieder. Spanische Expeditionen verloren oft Tiere, wenn Schiffe kenterten oder Vieh über Bord ging.

Die großen Missionen und Ranches – Ab den 1580er/90er Jahren bauten die Spanier in Neu-Mexiko, Arizona und Texas riesige Viehzucht-Stationen und Missionen auf. Tausende Pferde weideten dort halb-frei. Bei Konflikten – besonders nach dem Pueblo-Aufstand von 1680, als die Pueblo-Völker die Spanier für über ein Jahrzehnt aus New Mexico vertrieben – blieben ganze Herden zurück. Die Spanier flohen Hals über Kopf, konnten ihre Tiere nicht mitnehmen. Zurück blieben unbewachte Koppeln, offene Tore – und Pferde, die sich in die umliegenden Canyons und Ebenen zerstreuten.

Indigene Netzwerke – der Turbo für die Ausbreitung – Hier wird's richtig interessant: Die indigenen Völker übernahmen die Pferde nicht nur durch Diebstahl oder Raubzüge. Es gab ein rasantes Handelsnetz quer durch den Südwesten und die Plains. Schon vor 1650 hatten Gruppen wie die Ute oder Apache Pferde – oft früher, als die Spanier selbst in diese Regionen vordrangen. Pferde wurden getauscht, geraubt, verschenkt. Und immer wieder entkamen welche: aus lockeren indianischen Herden, bei Überfällen, bei Wanderungen. Die Comanche, Kiowa, Shoshone – sie wurden Meister darin, Pferde zu managen, aber sie hielten sie nicht so streng wie die Spanier. Ein Hengst brach aus, eine Stute verschwand mit ihrem Fohlen – und schon wuchs die wilde Population.

Absichtliche Freilassungen – ja, die gab's auch – Später, im 18. und 19. Jahrhundert, ließen manche Rancher oder Siedler gezielt Hengste in wilde Herden laufen, um „bessere“ Nachkommen zu bekommen: größer, stärker, schneller. Das war quasi eine Art frühes „Upgrading“ der Herden. Umgekehrt entliefen natürlich auch Pferde von Cowboys, Minern, Armee-Einheiten – besonders während des Goldrausches oder der Indianerkriege.

Das Ergebnis? Innerhalb von 100–150 Jahren nach den ersten Landungen explodierte die Zahl. Aus ein paar Hundert entflohenen Tieren wurden Hunderttausende – manche Schätzungen sprechen von bis zu einer Million allein in Texas um 1800. Die Pferde passten sich an: Hufe wurden härter, Körper kompakter, Instinkte schärfer. Sie lernten, Wüsten zu durchqueren, Wasserlöcher zu finden, Wölfe und Pumas abzuwehren. Aus domestizierten Tieren wurden feral – also verwilderte Nachkommen von Haustieren, die in der Freiheit überlebten und sich vermehrten.

Es war also kein einzelner „Freilassungs-Tag“. Es war ein langsamer, unkontrollierbarer Prozess: Krieg, Aufstände, Handel, Nachlässigkeit, Raubzüge, Schiffbrüche und der pure Drang der Natur. Die Mustangs entstanden nicht, weil jemand sagte „Lasst sie frei“ – sie entstanden, weil die Menschen sie nicht festhalten konnten.

Das macht sie so besonders: Sie sind kein Relikt einer romantischen Freilassung, sondern Überlebenskünstler einer chaotischen Eroberungsgeschichte. Und genau das gibt ihnen diesen Geist, den man spürt, wenn eine Herde über die Prärie donnert.



Die ersten echten Mustang-Reiter waren die indigenen Völker. Lange dachte man, alles begann erst nach dem Pueblo-Aufstand 1680, als die Pueblo Tausende Pferde erbeuteten und weiterhandelten. Doch neuere Funde – Pferdeknochen mit Radiokarbon-Datierung aus Wyoming, Kansas, Idaho – zeigen: Pferde waren schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (manchmal sogar früher) weit nördlich unterwegs, bei Vorfahren der Comanche, Shoshone, Pawnee. Das passt zu den mündlichen Überlieferungen vieler Stämme: Sie erzählen von Pferden durch alte Handelsrouten, Raubzüge und entlaufene Tiere aus spanischen Lagern – lange bevor Europäer in ihre Gebiete kamen.

Wie lernten sie reiten? Schnell und praktisch. Viele Pueblo-Indianer arbeiteten in spanischen Missionen als Hirten oder Stallburschen – sie beobachteten, kopierten, probierten aus. Kinder wuchsen damit auf, erst auf Packpferden, dann allein. Raubzüge brachten mehr Tiere, Handel verteilte sie weiter: von den Pueblo zu Navajo, Ute, Apache, dann zu Comanche und Shoshone. Innerhalb einer, zwei Generationen war das Pferd nicht mehr nur Transport: Es wurde zur Waffe, zum Statussymbol, zum Jagdpartner. Bisonjagd aus dem Sattel revolutionierte alles – mehr Fleisch, mehr Häute, mehr Mobilität. Die Comanche galten als die besten leichten Kavalleristen des Kontinents: Sie ritten ohne Sattel oder nur mit Decke, hingen sich im Galopp unter den Bauch, schossen präzise – pure Notwendigkeit und Übung. Ihre Reitweise war leicht, intuitiv: Gewichtshilfen statt harter Zäumung.

Mustangs und Häftlinge – Wenn Wildheit auf Veränderung trifft

Stell dir vor: In der hohen Wüste Nevadas oder den trockenen Ebenen Arizonas, hinter hohen Zäunen und Stacheldraht, stehen nicht nur Wärter und Zellen – da stehen auch Corrals voller wilder Mustangs. Die Pferde, gerade erst von den BLM-Roundups hereingeholt, stampfen nervös, die Augen weit aufgerissen, noch voller Prärie-Wind in den Mähnen. Und die Menschen, die sie zähmen? Oft Männer in orangefarbenen Overalls, die selbst hinter Gittern sitzen. Es ist eine Partnerschaft, die auf den ersten Blick unwahrscheinlich klingt: Wildes Pferd und Häftling. Aber genau hier passiert etwas Tiefes – für beide Seiten.

Seit den späten 1980er Jahren (der erste große Start war 1988 in New Mexico) kooperiert das Bureau of Land Management (BLM) mit verschiedenen Gefängnissen in den USA, um wilde Mustangs und Burros von Häftlingen trainieren zu lassen. Programme wie WHIP (Wild Horse Inmate Program) in Arizona, das in Nevada am Northern Nevada Correctional Center oder das in Wyoming am Honor Farm – sie alle haben dasselbe Ziel: Die überzähligen wilden Pferde aus den Herd Management Areas werden „gentled“ und grundlegend trainiert, damit sie leichter adoptiert werden können. Gleichzeitig bekommen die Häftlinge eine Chance, die sie sonst selten haben: Verantwortung, Geduld, Respekt – und manchmal sogar einen neuen Lebensweg.

Wie läuft das ab? Die ausgewählten Häftlinge – meist Minimum-Security, also niedriges Risiko – lernen erst mal Basics: Füttern, Tränken, Ausmisten, Pflegen. Dann kommt das Eigentliche: Das „Gentling“. Viele dieser Männer haben nie ein Pferd angefasst, geschweige denn ein wildes. Unter Aufsicht von erfahrenen Trainern (oft Methoden von Monty Roberts oder Clinton Anderson) fangen sie an, Vertrauen aufzubauen – erst mit der Stimme, dann mit Berührung, Halfter, Sattel. In 90 bis 120 Tagen geht's von „unberührt und panisch“ zu „green-broke“. Das Pferd lässt sich satteln, reiten, reagiert auf Hilfen. Jährlich werden so Hunderte Mustangs vorbereitet – in Nevada allein 60–80 pro Jahr, in Arizona bis zu 30 Pferde plus Burros gleichzeitig.

Aber es geht nicht nur ums Pferd. Für viele Häftlinge ist das der erste echte Erfolg seit Langem. Ein Mustang, der anfangs bei jeder Bewegung explodiert, lernt Vertrauen – und der Mensch daneben lernt dasselbe. Geduld statt Wut, Konsequenz statt Gewalt, Beobachtung statt Dominanz. Studien und Berichte aus den Programmen zeigen: Die Rückfallquote (Recidivism) sinkt bei Teilnehmern oft deutlich – manche sagen bis zu 30 % niedriger. Es gibt sogar Fälle, wo ehemalige Häftlinge nach der Entlassung Pferde adoptieren, die sie selbst trainiert haben, oder in der Pferdebranche arbeiten. Es ist wie eine doppelte Zählung: Das wilde Pferd wird zahm, und der Mensch findet einen Weg zurück in die Gesellschaft.

Natürlich ist es nicht überall perfekt. Manche Programme laufen aus Budgetgründen aus (wie kürzlich in Colorado nach 30 Jahren oder in Kansas), und es gibt Debatten, ob das wirklich fair ist – für die Pferde, für die Häftlinge. Aber wer mal Fotos oder Dokus sieht (wie „The Wild Horse Redemption“ aus Colorado oder Berichte aus Arizona), spürt: Hier passiert echte Veränderung. Zwei Wildheiten treffen aufeinander – die des Mustangs und die des Menschen – und manchmal entsteht daraus etwas Neues, Ruhigeres, Hoffnungsvolleres. Das passt so gut zu den Mustangs: Sie stehen für ungezügelte Freiheit, aber auch für die Möglichkeit, sich anzupassen, ohne das Eigene zu verlieren. Und in diesen Gefängnis-Corrals zeigt sich, dass sogar in den engsten Räumen Wachstum möglich ist.

Welche Pferderassen brachten die Spanier und Portugiesen nach Amerika?

Wenn man die Geschichte der Mustangs zurückverfolgt, landet man schnell bei den Pferden, die die Spanier und Portugiesen im 15. und 16. Jahrhundert über den Atlantik brachten. Es waren keine einheitlichen „Markenpferde“ wie heute – sondern eine bunte, aber sehr gezielte Auswahl aus der Iberischen Halbinsel. Diese Tiere stammten aus einer langen Tradition: Schon seit der Römerzeit und besonders nach der maurischen Invasion ab dem 8. Jahrhundert mischten sich lokale iberische Pferde mit nordafrikanischen Barbs – robust, schnell, ausdauernd und wendig. Die Reconquista formte daraus die besten Kriegspferde Europas. Die Hauptlinien, die mit Kolumbus 1493, Cortés 1519 und späteren Expeditionen nach Amerika kamen:

Andalusier (Pura Raza Española / PRE): Der Star unter den spanischen Pferden. Aus Andalusien, edel gebaut, mit hoher Aktion, breiter Brust und starkem Rücken. Sie galten als die elegantesten und mutigsten – ideal für Kavallerie und Eroberung. Viele der ersten Ladungen auf Kolumbus' Schiffen und bei den Konquistadoren waren Andalusier oder deren Vorfahren. Genetisch stark vertreten in den heutigen Colonial Spanish Horses.

Barb (Spanischer Barb oder North African Barb): Der harte Kern vieler iberischer Pferde. Aus Nordafrika (Berber-Region), über die Mauren nach Spanien gekommen. Klein, kompakt, trocken, mit enormer Ausdauer und harten Hufen – perfekt für lange Märsche durch Wüsten und Berge. Der Barb gab den Mustangs später diese legendäre Zähigkeit und die Fähigkeit, in kargen Landschaften zu überleben.

Jennet (Spanischer Jennet oder Spanish Jennet): Eine leichtere, gangpferdeartige Rasse aus Südspanien. Bekannt für ihre sanften, fließenden Gänge (ähnlich wie Paso Fino heute), wendig und bequem zu reiten. Viele Konquistadoren bevorzugten Jennets für lange Erkundungsritte – sie waren weniger schwer als Andalusier, aber genauso clever. Der Jennet ist eine der wichtigsten Grundlagen für die Colonial Spanish Horse und beeinflusste später Rassen wie Paso Fino oder Peruvian Paso.

Sorraia: Portugiesischer Einfluss, der oft unterschätzt wird. Eine primitive, robuste Rasse aus dem Sorraia-Tal in Portugal – klein, dunfarben (mit primitiven Merkmalen wie Aalstrich und Zebra-Streifen), extrem genügsam und widerstandsfähig. Genetische Studien zeigen, dass Sorraia-Linien in manchen Mustang-Herden (z. B. bei den Galiceño oder bestimmten feralen Gruppen) stark nachweisbar sind. Die Portugiesen brachten sie vor allem in ihre Kolonien in Brasilien und über Handel auch in spanische Gebiete – ein kleiner, aber wichtiger Beitrag zur Vielfalt.

Dazu kamen vielleicht Spuren von Lusitano (der portugiesische „Bruder“ des Andalusiers, ähnlich edel und kriegerisch) und anderen regionalen Typen aus dem Süden Spaniens. Es war keine reine Zucht – die Spanier nahmen, was sie kriegen konnten: die besten Tiere aus königlichen Gestüten, Klöstern (wie den Kartäusern in Jerez) und privaten Züchtern. Wichtig war: Diese Pferde mussten alles können – Krieg führen, lange Strecken laufen, in Hitze und Kälte überleben, sich vermehren ohne viel Pflege.

Genetische Untersuchungen (z. B. an alten Knochen aus Haiti oder Mexiko) bestätigen: Die frühen amerikanischen Pferde waren fast ausschließlich iberisch – mit starkem Barb- und Andalusier-Einfluss, plus etwas Sorraia. Kein Araber direkt (der kam später), kein Thoroughbred – purer iberischer Mix. Und genau dieser Mix machte die Mustangs möglich: kompakt genug für die Prärie, hart genug für die Wüste, klug genug, um sich anzupassen.



"Dieses Foto" von Unbekannter Autor ist lizenziert gemäß [CC BY-SA](#)

Trailblazers of the Big Horn Basin

John Dwight Woodruff

1847 – 1925

J.D. Woodruffs Leben war alles andere als langweilig. 1876 zog er nach Oregon und trieb mit der Hilfe einiger Männer sechstausend Schafe zurück ins Big Horn Basin. Die meisten Historiker sind sich einig, dass er die erste groß angelegte Schafzucht in Wyoming betrieb. Mit der Erlaubnis seines Freundes, Häuptling Washakie, ließ er die Schafe auf Reservatsland im Wind River Basin weiden, mit Sommerweiden auf den Owl Creek Mountains. Die Schafe gediehen prächtig und vermehrten sich schnell.

Anfang der 1880er Jahre führte J.D. Rinder in der Gegend ein und nutzte seine kleine, abgelegene Hütte als Hauptquartier. Es war der Beginn einer neuen Ära für das Big Horn Basin, wo bald riesige Rinderherden weiden und Viehbarone das Sagen haben würden. Große Ranches entstanden, und farbenfrohe Cowboys standen Schlange für die Arbeit auf der offenen Weide. Es waren gefährliche, aufregende Zeiten, und die Begeisterung war spürbar. Gerade als sich alles zum Guten zu wenden schien, verkaufte J.D. Woodruff alles, packte seine Sachen und zog gen Osten zu der Frau, die er liebte.

J.D. verkaufte seinen Besitz an Captain Robert Torrey, der gemeinsam mit seinem Bruder, Colonel Jay Torrey, sein eigenes Imperium begründete. Sie gründeten die berühmte Embar Ranch, auf der schließlich 40.000 Rinder und 6.000 Pferde gehalten wurden.

Mit 35 Jahren heiratete J.D. seine große Liebe Josephine Doty aus Wisconsin. Die Hochzeit fand in Chicago statt, und kurz darauf zog er mit ihr in den Westen, nach Fort Washakie, wo sie die nächsten vier Jahre lebten. Ihre ersten beiden Söhne, Dwight und Fred, wurden in Fort Washakie geboren.

Anschließend zog die Familie nach Lander, wo ihr nächster Sohn Charles und ihre Tochter Bessie zur Welt kamen. Während dieser Zeit war J.D. wieder im Schafgeschäft tätig und sehr erfolgreich. Dieser Artikel erschien am 24. September 1887 im Fremont Clipper:

Herr J.D. Woodruff, seine Frau und seine Familie kamen am Montag aus dem Osten zurück. Während seiner nur wenige Wochen dauernden Abwesenheit besuchte Herr Woodruff St. Louis, Chicago und andere Orte, hauptsächlich geschäftlich im Zusammenhang mit dem Verkauf seiner riesigen Wollernte, die mit 80.000 Pfund die größte jemals in St. Louis angelieferte Einzelernte darstellt. Dieser Clip wog 140.000 Pfund, während der bisher größte dort angekommene Clip 60.000 Pfund wog.

1890 wurde J.D. Woodruff zum Senator von Wyoming gewählt und vertrat Fremont County in der ersten Legislaturperiode des Bundesstaates. In den folgenden Jahren diente er Wyoming weiterhin und bekleidete zahlreiche politische Ämter. Er wurde für sein Urteilsvermögen und seine Integrität hoch geschätzt.

1908 investierte er zusammen mit drei Partnern beträchtlich in ein Holzunternehmen in Mexiko, wo J.D. die nächsten fünf Jahre lebte. Die Chihuahua Lumber Company ging bankrott, als Poncho Villa populär wurde und der Alltag gefährlich wurde. Er kehrte Hals über Kopf zu seiner Frau und seiner Familie nach Laramie, Wyoming, zurück.

J.D. gilt als Erschließer einer Kohlemine am Big Muddy, lange bevor dort Erdöl entdeckt wurde. Er erschloss, investierte und förderte weiterhin die Bodenschätze Wyomings. Außerdem baute er das erste Elektrizitätswerk in Lander. Er war ein bedeutender Aktionär der Maverick Springs Oil Company und verkaufte seine Anteile kurz vor seinem Tod mit einem ansehnlichen Gewinn.

J.D. Woodruff gehörte zu einer Elitegruppe der frühen Pioniere. Er wurde für seine vielen frühen Leistungen anerkannt, und die Leute hörten ihm gerne zu, wenn er von den wilden und abenteuerlichen Tagen des Westens erzählte.



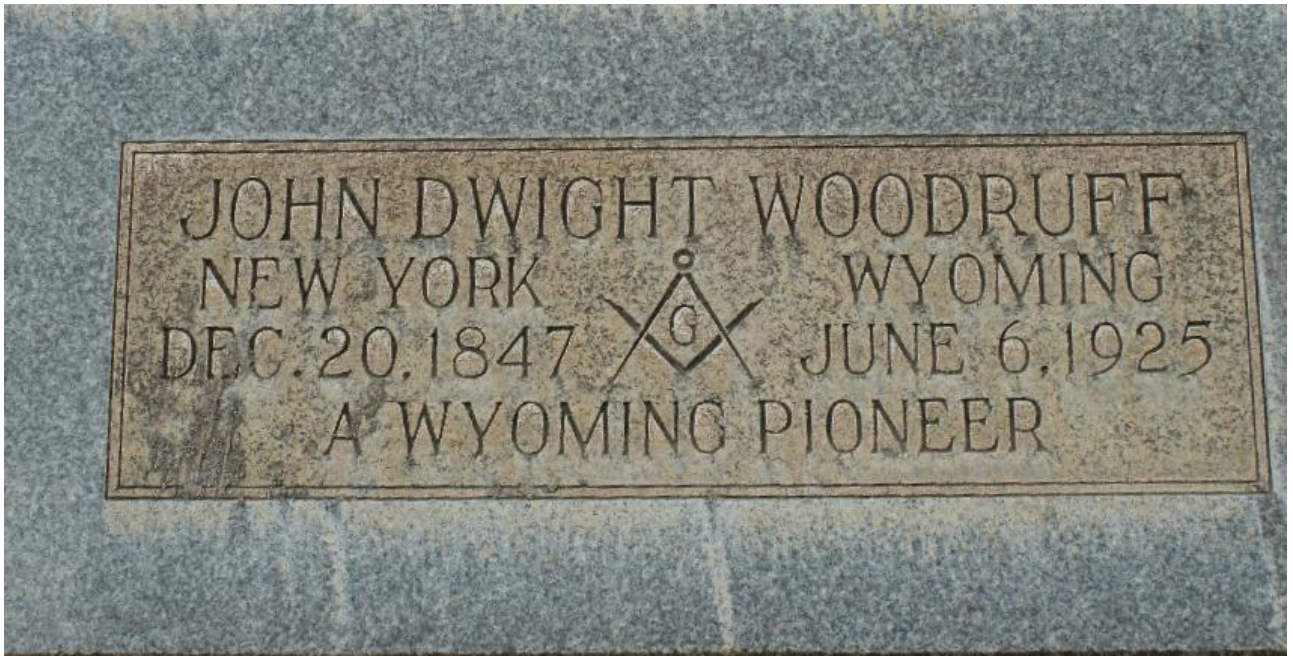
In seinen späteren Jahren wurde er ein wortgewandter und unterhaltsamer Schriftsteller, der seine Abenteuergeschichten in weiten Teilen der Welt verbreitete. Er erregte die Aufmerksamkeit von Carolyn Lockhart, einer bekannten Autorin aus Cody, und gemeinsam planten sie, einen Roman über sein Leben zu schreiben. Leider lebte er nicht lange genug.

Am 6. Juni 1925 starb John Dwight Woodruff in seinem Haus in Shoshoni, Wyoming. Er hatte sich einige Wochen zuvor mit der Grippe infiziert und erlitt anschließend einen Schlaganfall, der zu seinem Tod im Alter von 81 Jahren führte. Seine einzigen Hinterbliebenen waren ein Sohn und vier Enkelkinder, die in Casper lebten. Seine geliebte Frau, mit der er 37 Jahre verheiratet gewesen war, war vier Jahre zuvor verstorben. Unter der Schirmherrschaft der Freimaurerloge, deren lebenslanges Mitglied er war, fand die Trauerfeier in der Congregational Church in Shoshoni statt. Sein Leichnam wurde anschließend nach Ogden, Utah, überführt, um dort neben seiner Frau und seinen beiden Söhnen beigesetzt zu werden.

John Dwight Woodruff wird immer als ein Mann in Erinnerung bleiben, der zu seinem Wort stand, seinem Land und seinem Bundesstaat treu ergeben war, ein wundervoller Ehemann, Vater und Freund. Er konnte gut Witze erzählen und war ein wahrer Pionier.

Bild:

J. D. Woodruff fühlt sich wohl in Chihuahua, Mexiko
um 1910



Quelle: Terri Lynn Geissinger

BOURBON OF THE MONTH



David Nicholson Reserve hat einen höheren Roggenanteil als sonst für Bourbon üblich und wird im Vergleich zur Standardabfüllung der Marke noch länger gereift. So erhält der Kentucky Straight Bourbon einen noch weicheren und vollmundigeren Charakter.

Sorte Kentucky Straight Bourbon
Aroma Honig und Vanille treffen im Hintergrund auf etwas Eichenrauch.

Geschmack Weich mit Akzenten von angeflammter Eiche, Würze mit Honigaromen und einem Hauch Schokolade.

Abgang Lang und wärmend mit Gewürzen.
Reifung Charred American Oak Casks

0,7 l · 50 % vol 34,90 €

49,86 €/l · inkl. 19% MwSt. · exkl. Versandkosten

[David Nicholson Reserve |](#)
[Whisky.de » Zum Online-Shop](#)

Werbung



Ehemals Wildnistourer. www.wildnistourer.jimdofree.com

„Das Herz der Sioux“,

Band 12, Teil 3,

Land der stürzenden Adler

Planungen sind bereits abgeschlossen für:

Band 13: Wolken über Wounded Knee

Band 14: Im Schatten des weißen Wolfes

Band 15: Heimkehr zu den Ahnen

